
Pastoralblatt für die Diözesen
Aachen, Berlin, Essen, Hamburg,
Hildesheim, Köln, Osnabrück

März 3/2000

Aus dem Inhalt

Paul Weismantel Österliche Besserungs-zeit	65
Bernhard Riedl „Einladung“	67
Elmar Nass Neue Wege in der Jugendpastoral	72
Peter Abel Konflikte verstehen und bewältigen	80
Manfred Glombik Welche Zukunft wollen wir?	86
Volker Weyres Eine Herberge bei Gott	88
Leserbrief	91
Literaturdienst: Rupert Berger: Neues Pastoralliturgisches Handlexikon Karl Rahner / Herbert Vorgrimler: Kleines Konzilskompodium – CD-Rom-Edition Andreas Frick: Der dreieine Gott und das Handeln in der Welt Albert Biesinger / Gerhard Braun: Gott in Farben sehen	92

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Domvikar Paul Weismantel, Kardinal-Döpfner-Platz 5,
97070 Würzburg | Bernhard Riedl, Marzellenstr. 32, 50668
Köln | Pfr. Elmar Nass, Kleinmarschierstr. 18-20, 52062
Aachen | Dr. Peter Abel, Brühl Str. 16, 31134 Hildesheim |
Manfred Glomik, Tosmarblick 35, 31141 Hildesheim |
Pfr. Volker Weyres, Bergstr. 26, 53721 Siegburg

Unter Mitwirkung von Domkapitular Wolfgang Freter,
Domhof 8, 31134 Hildesheim | Prälat Dr. Herbert
Hamman, Kalverbenden 91, 52066 Aachen | Prof.
Dr. Heinrich Jacob, Domhof 12, 49074 Osnabrück |
Dompropst Dr. Alois Jansen, Danziger Str. 52a,
20099 Hamburg | Prälat Dr. Heiner Koch, Marzellen-
straße 32, 50668 Köln | Pfarrer Martin Pietsch, Wundt-
straße 48-50, 14057 Berlin | Weihbischof Franz Vorrath,
Zwölfling 16, 45127 Essen

Schriftleitung: Prälat Dr. Robert Kümpel, Vertretung:
Dr. Annette Soete, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon
(02 21) 16 42-31 48, Fax (02 21) 16 42-37 12

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen,
Hamburg, Hildesheim, Köln, Osnabrück“ erscheint
monatlich im J. P. Bachem Verlag GmbH, Ursulaplatz 1,
50668 Köln | Der jährliche Bezugspreis beträgt 65,60 DM
incl. MWSt. zzgl. Porto und Versandkosten | Einzelheft
5,50 DM

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren
Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffas-
sung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit
Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Bespre-
chungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck:
Druckerei J. P. Bachem GmbH & Co. KG, Ursulaplatz 1,
50668 Köln

Paul Weismantel

Österliche Besserungszeit

Wenn unser Wort Buße von Besserung abgeleitet werden kann, können wir daraus auch ein tieferes und besseres Verstehen dessen gewinnen, was gemeint ist, wenn wir in der Vorbereitungszeit auf Ostern zur Buße, zum Gebet, zu Werken der Liebe aufgefordert werden. Bei einem Krankenbesuch sind wir es ja gewohnt, uns mit dem Wunsch „Gute Besserung!“ zu verabschieden.

Was aber brauche ich ganz persönlich, damit es mir in meiner Haut und in meiner Situation besser geht? Oft ist der erste Schritt zur Besserung die ernsthafte Selbsterkenntnis. Ich gestehe mir ein, dass im Laufe der Zeit sich manches in meinem Denken und Reden und Verhalten eingeschlichen hat, was eher negative als aufbauende Wirkungen hat. Ich höre auf, mir selbst in die eigene Tasche zu lügen und anderen etwas vorzumachen. Ich lasse die Wahrheit meines Lebens zu und stelle mich. Ich nehme mich ernst und laufe mir nicht selbst ständig davon oder auch hinterher. Ich lasse mir auch durch einen vertrauenswürdigen Menschen das sagen, was ich durch meine blinden Flecken selbst nicht gut genug sehe.

Österliche Besserungszeit als Zeit, die ich mir nehme, um den eigenen Standort neu zu bestimmen, mich mit mir auseinanderzusetzen, mich mit meinen Mängeln, Fehlern und meinem Versagen zu versöhnen. Dazu gehört auch die Bereitschaft, einzusehen, umzukehren und mir helfen zu lassen. Unser christlicher Glaube bewahrt uns vor der Überforderung der Selbsterlösung und aller damit verbundenen Zwanghaftigkeiten. Ich muss nicht den Supermenschen aus mir machen. Ich muss mir und anderen nicht ständig

beweisen, wie gut ich bin. Ich muss mir selbst nicht ständig vorhalten, was ich alles nicht kann, und neidisch auf die schielen, die es besser und leichter haben.

Österliche Besserungszeit als Zeit der Erneuerung und Vertiefung. Aus einem umkehrbereiten und bekehrungswilligen und bußfreudigen Herzen wächst auch eine immer größere Sehnsucht nach mehr wahren und erfülltem Leben. Es begnügt sich nicht mehr mit den Billigangeboten in Form des ständigen Sündenböcke-jagens, der Selbstbeweihräucherung oder Selbstverachtung. Es sucht vielmehr einen gesunden und heilsamen Umgang mit sich selbst und den verschiedenen Menschen. Es bleibt nicht hängen an den vielfach kräfte- und zeitraubenden Äußerlichkeiten und Wichtigtuereien von so viel eitler Oberflächlichkeit, die manchmal auch im frommen Gewand daherkommt.

Österliche Besserungszeit als Beratung und Therapie für Seele, Geist und Leib, damit ich ein ganzer und neuer Mensch werden und sein kann. Erneuerung ist nicht billige Modernisierung. Vertiefung ist kein Egotrip. In beidem geht es um den Weg nach Innen, um einen Vorgang im Verborgenen. Eugen Roth formuliert es humorvoll, wenn er sagt: „Ein Mensch nimmt guten Glaubens an, er hab’ das Äußerste getan, doch leider Gott’s vergisst er nun, auch noch das Innerste zu tun.“ Wie oft sind wir viel zu viel mit dem Äusseren und Äusserlichen beschäftigt, auch in unserer Pastoral und viel zu wenig mit dem Inneren und Innersten. In der Übersetzung von Fridolin Stier finden wir die drei klassischen Vorschläge für eine gute Besserungszeit so übersetzt: „Wenn du also Almosen gibst, blas’ nicht mit der

Fanfare vor dir her, wie die Blender tun in den Synagogen und in den Gassen, um von den Menschen verherrlicht zu werden“ (Mt 6,2a).

„Wenn aber du betest, geh in deine Hinterkammer und verriegle dein Tor; dann bete zu deinem Vater, der im Verborgenen ist. Und dein Vater, der ins Verborgene blickt, wird dir vergelten. Beim Beten mundwerkelt nicht wie die aus den Völkern. Sie meinen ja, durch ihren Wortschwall würden sie erhört.“ (Mt 6,6-7)

„Wenn ihr fastet, blickt nicht wie die Blender trübselig drein. Denn sie machen verhärmte Gesichter, um vor den Menschen als Fastende zu erscheinen. Wahr ist's, ich sage euch: Sie haben ihren Lohn dahin.“ (Mt 6, 16)

Gute Besserungs-zeit – Zeit wofür?

Zeit, um weniger zu reden und mehr zu hören.

Zeit, um mehr zu schweigen und weniger Worte zu machen.

Zeit, um mehr nach innen zu gehen und weniger davonzulaufen.

Zeit, um mehr loszulassen und nicht alles selbst machen zu müssen.

Zeit, um mehr auf die Gewichtigungen und Wichtigkeiten meines alltäglichen Lebens und Arbeitens zu achten.

Zeit, um mehr Zeit zu haben für das persönliche Gebet.

Zeit, um mich zu bekehren und der Botschaft Jesu mehr zuzutrauen.

Zeit, um mich in den vergessenen Tugenden mehr zu üben.

Zeit, um mich zu versöhnen und mir Versöhnung schenken zu lassen.

Zeit, um mehr nach dem zu fragen, worauf es wirklich ankommt.

Zeit, um Gott in mir mehr wirken und walten zu lassen.

Zeit, um so zu fasten und Almosen zu geben wie es Gott gefällt.

Zeit, um mein Leben mehr auf Gott hin auszurichten und mich von ihm aufrichten zu lassen.

Zeit, um auf- und aus-zuräumen in meiner Seele, manches zu bereinigen und neu zu ordnen.

Es ist Zeit, gute Zeit, höchste Zeit, um die Gnade des barmherzigen Vaters vor allem Recht und den Rechthabereien walten zu lassen.

Ich wünsche Ihnen von Herzen eine wahrhaft gute Besserungs-zeit!

Zu diesem Heft

Dialog zwischen kirchlich engagierten und kirchlich eher distanzierenden Gläubigen – diese Idee von Papst Johannes Paul II. zum Heiligen Jahr sucht **Bernhard Riedl**, Referent in der Hauptabteilung Seelsorge des Kölner Generalvikariats, den Leserinnen und Lesern des Pastoralblatts nahezubringen.

Neue Wege in der Jugendpastoral stellt **Pfr. Elmar Nass**, ehemals Kaplan in St. Clemens in Süchteln, jetzt zum Weiterstudium freigestellt, vor. Er berichtet vom Süchtelner Jugendmessenkreis und von bemerkenswerten Projekten kleiner Gemeinden für und mit Jugendlichen.

In seiner Reihe zur pastoralen Leitungspraxis beschäftigt sich **Dr. Peter Abel**, Leiter der Gemeindeberatung und Dozent für Pastoraltheologie im Bistum Hildesheim, mit dem weiten Feld der Konflikte. Wie sollen Verantwortliche Konflikte in ihrem Bereich verstehen, wie sich verhalten, wie Lösungen dafür suchen?

Auf eine gemeinsame ökumenische Bestandsaufnahme seitens der katholischen und evangelischen Kirche in der Schweiz zur dortigen wirtschaftlichen und sozialen Lage macht **Manfred Glombik**, Personaldezernent der Fachhochschule Hildesheim, aufmerksam und wertet sie kritisch.

Am Beispiel des im Jahre 1997 eröffneten Exerzitenhauses in Siegburg zeigt **Pfarrer Volker Weyres**, Leiter dieses Hauses, beispielhaft das Anliegen und die vielfältigen Möglichkeiten geistlicher Einkehr auf, zu denen ein solches Haus einlädt.

Bernhard Riedl

„Einladung“

Dialogversuche mit kirchlich distanzierteren Christen – ein Projekt im Heiligen Jahr

I. Neue Horizonte durch Dialog?

*„Der Eintritt in das neue Jahrtausend
ermutigt die christliche Gemeinschaft dazu,
bei der Verkündigung des Reiches Gottes
im Glauben auf neue Horizonte hinaus-
zublicken.“*

Johannes Paul II.

in: Incarnationis mysterium n. 2

Für eine dialogische Pastoral

Es gibt gute Gründe für die Annahme, dass jede Form der Pastoral in Zukunft dialogischen Charakter haben muss, wenn sie die Menschen mit dem Evangelium nicht nur punktuell oder oberflächlich in Berührung bringen will. In ganz besonderer Weise gilt dies aber wohl für die Pastoral an „Auswahlchristen“, an „kirchlich distanzierteren Christen“, an sog. „Fernstehenden“.

„Kirchlich distanzierte Christlichkeit“ war vor etwa 20 und dann wieder vor etwa 10 Jahren ein pastorales „Feld“, über das viel geredet und publiziert wurde. Nachhaltig bestellt oder auch nur beackert wurde das Feld selbst wenig. Kaum jemand wusste so recht, wie und wo man anfangen, an wen man sich wenden sollte. Zu tun gab (und gibt) es ja auch sonst genug, und so blieb es beim häufigen Ausdruck des Bedauerns – darüber, dass immer mehr wegblichen, dass man so wenig(e) erreiche, dass man nicht noch mehr tun könne... In der Zwischenzeit

ist dieses Feld unbestreitbar größer geworden. Es liegt immer noch weitgehend brach.

Im Erzbistum Köln hat man sich entschlossen, im Rahmen des Heiligen Jahres 2000 einen Schritt hin auf die äußerst heterogene Gruppe von „distanzierten“ Kirchenmitgliedern zu machen. Versucht werden soll der Dialog in einer Vielzahl von Gesprächen zwischen gemeindlich oder verbandlich engagierten Menschen und denjenigen unter ihren Freunden, Bekannten, Verwandten, Kollegen, mit denen sie zwar über die Welt, nicht aber über Gott reden.

Konjunktur eines Begriffs

„Dialog“ ist ohne Zweifel ein Modewort, gelegentlich gebraucht wie ein Zauberwort, und inzwischen für manche auch ein Reizwort. Modeworte werden schnell unmodern, weil sie sich abnutzen; Zauberworte verlieren ihre Magie, wenn sich der Zauber als ohnmächtig erweist; Reizworte werden ihren Reiz los, wenn sie inflationär gebraucht werden. Alle drei „Schicksale“ hat „Dialog“ im Kontext kirchlichen Glaubens und Handelns in den letzten Jahren erfahren.

Dass so viel von und über Dialog geredet und geschrieben wird, dass er so heftig eingefordert wird, weist wohl vor allem darauf hin, dass es ihn (zu) selten gibt – gerade auch in der Kirche. Dieser Mangel wird von vielen besonders schmerzhaft erlebt, weil er vielfältige Folgen bzw. eine verhängnisvolle Folgenlosigkeit zeitigt, die Christ- und Kirche-Sein in der Welt von heute zunehmend schwieriger machen.

Ein Wesensmerkmal der Kirche

„Kirche als Gemeinschaft der Schwestern und Brüder Jesu Christi ist in unserer Zeit unbedingt auf das Verständigungsmittel Dialog angewiesen.“¹ Dialog ist für die Kirche unverzichtbar, ja konstitutiv. Er gehört zu ihrem Wesen, weil er dem göttlichen Wesen immanent ist: Das heilsgeschichtliche Geschehen ist dialogisch; das Wesen der

Trinität ist dialogisch.² Dialog ist ein Grundelement christlicher Anthropologie ebenso wie der Ekklesiologie³. Für den Bestand und noch mehr für die Wirksamkeit der Tradition in einer post-tritionalen Ära der Gesellschaft ist der Dialog unersetzbar. Unverzichtbar ist er auch, um unter den Bedingungen der Moderne, genauer der postmodernen Individualisierung mit ihren nahezu unbegrenzten Wahlmöglichkeiten und ihrem permanenten Zwang zur Wahl, die Einheit wahren und glaubwürdig leben zu können.

Dialog und Verkündigung

Wenn der erste Weg der Kirche der Mensch ist (Johannes Paul II.), dann führt zum Anderen, zum Nächsten das Interesse an ihm, an seinem Leben und Ergehen, das sich im Gespräch, im lebendigen Austausch zeigt. Verkündigung und Mission müssen heutigen Kommunikationsbedingungen entsprechen. Für die Glaubwürdigkeit der christlichen Botschaft werden die Glaubwürdigkeit des Botschafters und der Kommunikationsweisen immer bedeutsamer. Wahr und gültig, wichtig und wertvoll, Recht und richtig ist nur, was der einzelne jeweils dafür erkannt hat. Und dieses Erkennen vollzieht sich in aller Regel nicht mehr als Übernahme fremden, d. h. ererbten oder institutionell vermittelten Lebenswissens und auch nicht im einsamen Sinnen und Grübeln, sondern im Diskurs, in Begegnung und Auseinandersetzung mit Anderen, deren Ideen und Stilen.

Mit der Botschaft vom angebrochenen Himmelreich findet sich die Kirche heute auf einem „Markt“ der Sinnangebote. Der Anbieter dort sind viele, ihr Angebot ist vielfältig und unüberschaubar. Das Jahrhundertwährende kirchliche Monopol für Sinn, Transzendenz, Heil, Spiritualität ist seit geraumer Zeit obsolet. Kirchliches „Marketing“ erfolgt jedoch bis dato unbeeindruckt den Bedingungen des Monopols: es ist vornehmlich Monolog, sei es gesprochener oder gedruckter.

Eine neue Haltung

Unmerklich hat sich die Diskurs- und Dialogfähigkeit jener Christen, die das Evangelium zu verkünden haben, von einer persönlichen Fähigkeit (die jemand hatte oder – folgenlos – auch nicht) gewandelt zu einer notwendigen Voraussetzung für die Erfüllung ihres Dienstes. Es reicht nicht mehr, dass die Kirche als „Gnadenanstalt“ über alle notwendigen Heilmittel verfügt und durch autorisiertes Personal bereitstellt. Vielmehr müssen Verfügbarkeit und noch mehr die Wirkmächtigkeit glaubwürdig „kommuniziert“ werden. Wer unter den Bedingungen des Marktes etwas unter die Leute bringen will, muss den Dialog mit den Kunden suchen und pflegen und eine möglichst genaue Marktanalyse durchführen. Auf die kirchliche Verkündigungspraxis gewendet bedeutet dies, eine neue Haltung gegenüber den Adressaten des Evangeliums einzunehmen: „Diese Haltung ist gekennzeichnet durch das Bemühen um die Begegnung mit der Menschheit von heute. ... Die Kirche muss zu einem Dialog mit der Welt kommen, in der sie nun einmal lebt. Die Kirche macht sich selbst zum Wort, zur Botschaft, zum Dialog. ... Bevor man die Welt bekehrt, oder vielmehr um sie zu bekehren, muss man sich ihr nahen und mit ihr sprechen.“⁴ Zu frappierend ähnlichen Schlüssen kommt über 30 Jahre später die EKD-Studie „Fremde Heimat Kirche“: „Die Kirche kann sich nur verständlich machen, wenn sie zuvor versucht, Menschen zu verstehen. Dabei ist deren Lebensgeschichte und ein sensibler Umgang mit dieser entscheidend. Die Verstehensbemühung ist eine Suchbewegung.“⁵

II. Die Kölner „Dialogversuche“

Aber das ist leichter gesagt als getan, schneller gefordert als in ein pastorales Konzept geformt. Deshalb begannen die Planungen für das Projekt „*Einladung - Dialogversuche*“ auf der Basis von einigen recht schlichten Annahmen, Beobachtungen und Überlegungen:

- Kirchlich engagierte Menschen wissen oft nicht viel darüber, warum befreundete Mitchristen wenig oder gar nicht von ihrer Kirchenmitgliedschaft Gebrauch machen bzw. sie zurückgegeben haben. Darüber wird viel geschwiegen.
- Kirchlich distanzierte bzw. inaktive Christen sind jedoch alles andere als fern oder anonym. Sie leben nicht auf einem anderen Stern, sondern unter und neben uns. Jeder, der sich kirchlich engagiert, kennt in seinem engeren privaten oder beruflichen Umfeld eine Reihe von Leuten, die ihr Leben praktisch ohne Berührung mit der Kirche gestalten.
- Es ist besser, miteinander zu reden als in Stummheit zu verharren.
- Es ist viel besser, *miteinander* zu sprechen als *übereinander* zu reden.
- Kirche und Kirchenchristen können im Dialog mit so genannten Distanzierten etwas dazu lernen – über andere, aber vor allem über sich selbst.
- Dialog mit den „treuen Fernstehenden“ (Medard Kehl SJ) ist vielfach möglich, wenn er mit aufrichtigem Interesse und ohne vordergründige Bekehrungsabsicht begonnen wird.
- Düstere Erfahrungen mit Kirchenpersonal und mediengestützte Kirchenkritik überlagern oft tieferliegende Fragen oder verhindern sie geradezu.⁶
- Gespräche über „Glaubensdinge“ finden selten statt.
- Es mangelt an Situationen und Gelegenheiten, wo ernsthaft über „Glaubensdinge“, über Fragen der Transzendenz, über die Frage nach Gott gesprochen werden kann.
- Kaum möglich ist der Dialog zwischen einer Institution und Einzelnen, sehr wohl aber zwischen Einzelnen.
- Es gibt einen Mangel an Menschen, die wirklich zuhören. Auch unter denen, die in der Kirche tätig sind.

Worum geht es bei „Einladung – Dialogversuche“?

„Alle Jubeljahre sind wie eine Einladung zu einem Hochzeitsfest“, schreibt der Papst in „Incarnationis mysterium“. Deswegen geht es bei diesem Projekt im Heiligen Jahr vor allem anderen um einen tatsächlichen, ernsthaften Schritt auf konkrete Menschen (DU) zu, um eine Kontaktaufnahme (Einladung), um ein Interesse am Anderen (Dialog). Konkret: Aktive Gemeinde- oder Verbandsmitglieder laden 1–4 Personen aus ihrem Bekannten- oder Freundeskreis ein, von denen sie wissen, dass die aktive kirchliche Mitgliedschaft „ruht“. In vertrauter, d.h. privater Atmosphäre wird über Fragen gesprochen, die den Horizont alltäglicher Kommunikation übersteigen – nach Gott, nach (dem Grund) der Hoffnung und danach, was den Dialogpartnern heilig ist. Dass dies konkret sehr viel wahrscheinlicher in Form von „lebensgeschichtlichem Erzählen“ als in einen abstrakten Diskurs erfolgen wird, gehört zur Methode.⁸

Mitgliederpflege

Wer zum Dialog einlädt, weiß um dessen Notwendigkeit, weiß um das Trennende. Er will zuerst verstehen und beurteilt deshalb zunächst nicht, schon gar nicht verurteilt er. Er setzt auf die Kraft des Wortes, Distanz und Hürden zu überwinden. Insofern dienen solche Verständigungsversuche durchaus auch der Mitgliederpflege. „Dass Menschen in der Kirche sind und bleiben, obwohl sie nicht den kirchlichen Verhaltensnormen entsprechen, ist in erster Linie als Anfrage an die Kirche und ihr Verhältnis zu den Mitgliedern zu verstehen, nicht umgekehrt. Dieser Anfrage nachzugehen ist eine besondere Form der Zuwendung zu den Mitgliedern – durch den Versuch, sie zu verstehen. Auch dies entspricht einem offensichtlichen Bedürfnis der Mitglieder: Sie wollen verstanden werden. Sie wollen erst einmal überhaupt zur Kenntnis genommen werden, aber

sie wollen darüber hinaus verstanden und ernstgenommen werden.“⁹

Projektarbeit

Obschon nichts Grundsätzliches dagegen spräche, zu diesem Zweck Dialoge immer und überall anzuzetteln, geht es bei „**Einladung - Dialogversuche**“ um ein *Projekt*, das vorbereitet, durchgeführt, ausgewertet und abgeschlossen wird. Angesichts der permanenten Be- und mehr als gelegentlichen Überlastung von Ehren- wie Hauptamtlichen in der Pastoral lassen sich so vermutlich am ehesten Interesse zum Mitmachen wecken und Kapazitäten frei legen.

Vor Ort sorgt eine „Projektgruppe“ dafür, dass das Projekt angepackt wird, dass „Gastgeber“ gefunden werden und diese sich gemeinsam auf die „Einladung“ vorbereiten. Zur Unterstützung gibt es vom Erzbistum einen gedruckten *Leitfaden* und eine *Hotline*. Wenngleich am Bistumstelefon nicht alle Schwierigkeiten beseitigt werden können, so kann es doch hilfreich sein zu wissen, dass sich noch jemand anders mit einer bestimmten Frage beschäftigt, die vor Ort aufgetaucht ist. Möglicherweise hilft es auch einmal, eine Querverbindung zu einer anderen Projektgruppe herzustellen, die sich mit Ähnlichem konfrontiert sah – und eben genau das der Hotline anvertraut hatte. Dass die „**Einladungen**“ innerhalb von zwei Wochen im November 2000 erfolgen, legte sich zunächst durch diese Möglichkeit des Austauschs und der Unterstützung vor und während des Projekts nahe, dann aber auch durch den Wunsch nach einer zeitnahen Reflexion der Erfahrungen und Erkenntnisse.

Motive für „Gastgeber“

Warum sollte jemand die Mühen dieser Dialogversuche auf sich nehmen? Die Initiatoren sind überzeugt, dass für die einzelnen Gastgeber die „Einladung“ unter verschiedenen Rücksichten interessant sein könnte, etwa als

- eine neue Möglichkeit, Freundschaft und Beziehung zu Menschen, die einem wichtig sind, zum Ausdruck zu bringen,
- Anstoß, den eigenen Glauben ins Wort zu bringen und zu reflektieren,
- Erfahrung von Kirche-Sein, indem man offen, neugierig und menschenfreundlich Interesse am Anderen zum Ausdruck bringt,
- Vertiefung und Erweiterung des eigenen Glaubenshorizontes durch Vor- und Nachbereitung in der Gruppe der am Projekt Beteiligten,
- persönlich befriedigendes Gefühl, bei einer spannenden Aktion mitzuwirken.

Motive für Gäste

Manches davon wird auch für die Gäste gelten, wenn sie die „Einladung“ annehmen. Dazu gesellen sich noch andere mögliche Motive, neben dem o.g. Wahrgenommen-werden-Wollen etwa auch:

- Die Erfahrung eines guten Gesprächs über Lebensfragen mit jemandem, der aktiv und interessiert zuhört.
- Ein möglicherweise ausgeklammertes Lebensthema kommt zur Sprache; vergessene, verdrängte Fragen nach Sinn können erwachen.
- Abgebrochene Wege können eventuell weitergegangen werden.
- Kirche kann als Gemeinschaft von Interessierten erfahren werden.
- Eine (erneute) Berührung mit dem Evangelium Jesu Christi.

Kirche als „Lernende Organisation“?

Wenn nicht nur die Durchführung gelingt, sondern auch die nachgängige systematische Reflexion der „Einladungen“ sowie der Projekt(gruppen)arbeit, sollte sich auch Nutzen für die Gemeinde bzw. die größere Einheit oder den Verband einstellen:

- Neue, klarere Wahrnehmung der sog. inaktiven Christen,

- Abbau von Berührungängsten und latent schlechtem Gewissen,
- neue, reflektierte Position bezüglich kirchlich distanzierter Christlichkeit,
- Erkenntnisse über einen pastoral angemessenen Stil, sich als „Kirche im Lebensraum“ zu verhalten,
- Erkenntnisse und Erfahrungen für Sakramenten- und Lebenswenden-Pastoral,
- Rückmeldungen durch inaktive Christen und Angebot zur Korrektur,
- Förderung von Charismen durch die Bildung und Tätigwerden einer Arbeitsgruppe mit neuen interessierten aktiven Christen,
- Kontakt zu engagierten Menschen, zu Initiativen und Netzwerken.

Die Initiatoren sind der Überzeugung: Wenn es nicht gelingt, Erfahrungen und Einsichten aus dem Projekt festzuhalten und weiterzuvermitteln, werden sie rasch verdunstet sein. Wenn aus den reflektierten Erfahrungen und Einsichten keine pastoralen Konsequenzen gezogen werden, verfehlt das Projekt seine Sinnspitze; und dann ist auch zu befürchten, dass der ursprüngliche Nutzen in reinen Nachteil bei allen aktiv Beteiligten umschlägt – in Enttäuschung, Resignation und weiteren Rückzug.

Grenzen

Das Projekt *„Einladung – Dialogversuche“* kann nicht alles und will nicht alles.

- Es ist zeitlich begrenzt. Es findet zum Ende des Heiligen Jahres 2000 statt, und zwar parallel an mehreren Orten.
- *„Einladung“* will nicht mit allen möglichen Menschen, die in Distanz zur Kirche leben, den *Dialog versuchen*, sondern nur mit solchen, die den „Gastgebern“ persönlich bekannt sind.
- Das Projekt taugt nicht zur Mission im herkömmlichen Sinn, kann aber neu auf Wege des Glaubens weisen;
- es ist kein probates Mittel für die Erhöhung des Kirchenbesuchs, könnte aber einen Anstoß zum Nachdenken über

Gemeinschaft und Formen von Zugehörigkeit geben;

- es kann nicht im Rahmen einer Wiedereintrittskampagne eingesetzt werden, vermag aber wohl Suchprozesse einzelner zu initiieren.

Langer Atem

P. M. Zulehner hat schon 1974 darauf hingewiesen, dass der Prozess der Entkirchlichung bei vielen der von ihm so genannten „Auswahlchristen“ über lange Zeiträume, ja über Generationen hinweg erfolgt. „Es wäre schon von da her ungewöhnlich und Gegenstand übertriebener Hoffnung, wollte jemand erwarten, dass die Eingliederung in die Kirche und damit die Wiedergewinnung der kirchlichen Gestalt des Glaubens rascher vor sich gehen könnte. ... Eine Pastoral, die sich der Täuschung rascher und zudem dauerhafter Eingliederung einer großen Zahl von Auswahlchristen in die Kirche hingeben würde, wäre selbst an ihrer Ent-Täuschung durch den Verlauf der Dinge schuld.“¹⁰

Anmerkungen:

¹ Dialog statt Dialogverweigerung. Wie in der Kirche miteinander umgehen?. Diskussionsbeitrag der Kommission 2 „Pastorale Grundfragen“ des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, Bonn 1991, 9. Der Text ist auch abgedruckt auch in dem Sammelband: Schavan, Annette (Hg.): Dialog statt Dialogverweigerung. Impulse für eine zukunftsfähige Kirche. Kevelaer ²1995.

² Vgl. Paul VI.: Enzyklika „Ecclesiam suam“, etwa: „Die Religion ist ihrer Natur nach eine Beziehung zwischen Gott und dem Menschen. Das Gebet spricht im Dialog diese Beziehung aus. Die Offenbarung, das heißt die übernatürliche Beziehung, die Gott selbst durch freien Entschluss mit der Menschheit herstellen wollte, wird in einem Dialog verwirklicht, wobei das Wort Gottes sich in der Menschwerdung und dann im Evangelium zum Ausdruck bringt.“ (HK 18 [1964] 567–583, hier 577.)

Elmar Nass

Neue Wege in der Jugendpastoral

„Nicht Nachlassverwalter sollt Ihr sein, sondern Wegbereiter!“¹, so der verstorbene Aachener Bischof Klaus Hemmerle. Im Vergessen stirbt das Bewusstsein für Freiheit, Frieden, Demokratie und Glauben. Warum das Kreuz des Karfreitags und die unzähligen der Opfer von Gewalt, warum wir Menschen aus dem einen Kreuz und Millionen nichts lernen...? So sucht der Jugendmesskreis der katholischen Pfarren aus Süchteln (Niederrhein) Antworten, indem er gemeinsam mit mir als Kaplan neue Wege wagt: radikal und innovativ, tief sinnig religiös und dabei nicht unpolitisch.

A. Der Süchtelner Jugendmesskreis macht Tradition lebendig

Ausgangssituation

Als ich im November 1995 in dem weitgehend bürgerlich geprägten Süchteln anfang, hatte die Jugend schwere Zeiten hinter sich. Eine „gebundene“ Jugendarbeit ausserhalb der Messdienerschaft und eines Jugendchores gab es anfangs nicht. Die Pfarreien St. Clemens (ca. 7.500 Katholiken) und St. Franziskus (ca. 2.000 Katholiken) arbeiten als Weggemeinschaft zusammen. Gemeinsam mit Pastor Hans-Gerd Schütt begann ich neu, und wir konnten so den notwendigen Schnitt setzen, unterstützt durch Diakon Helmut Nau, der uns half, viele Hintergründe zu durchschauen. Ohne diese Unterstützung hätten mir die Freiräume gefehlt, mit den Jugendlichen gemeinsam ein Stück ihres Lebensweges zu teilen und so in diesem Miteinander Strukturen zu erdenken und Menschen zu begeistern.

- ³ Vgl. dazu etwa den als QD 166 erschienenen Sammelband, der ein Symposium des Leiterkreises der Katholischen Akademien von 1996 dokumentiert: Gebhard Fürst (Hg.): Dialog als Selbstvollzug der Kirche? Freiburg 1997.
- ⁴ Paul VI.: *Ecclesiam suam*, 576.
- ⁵ Fremde Heimat Kirche – Die dritte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Klaus Engelhardt, Hermann von Loewenich, Peter Steinacker (Hg.), Gütersloh 1997, 358.
- ⁶ Dass es nicht um falsch verstandene Apologetik gehen darf, zeigt auch der Hinweis Johannes' Pauls II. in „*Incarnationis mysterium*“ Nr. 11 auf das „Zeichen der Reinigung des Gedächtnisses“: „es verlangt von allen einen mutigen Akt der Demut, nämlich die Verfehlungen zuzugeben, die von denen begangen wurden, die den Namen Christen trugen und tragen.“ (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls, 136).
- ⁷ Nr. 4 = Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls, 136.
- ⁸ Vgl. dazu etwa: Stefanie Klein: Lebensgeschichtliches Erzählen in der Gemeinde, in: LS 49 (1998) 10–16.
- ⁹ Fremde Heimat Kirche – Die dritte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Klaus Engelhardt, Hermann von Loewenich, Peter Steinacker (Hg.), Gütersloh 1997, 358.
- ¹⁰ Paul M. Zulehner: Religion nach Wahl. Grundlegung einer Auswahlchristenpastoral. Freiburg 1974, 144.

Schätze heben

Eigenes Bewusstsein stärken, dann andere zum Nachdenken mitreißen, in diesem Zwischenschritt entfaltetem zunehmend mehr Jugendliche mit mir ein religiös – kulturell – politisches Angebot. Poetisch, handwerklich, künstlerisch, sozial, organisatorisch, so streuen die Talente der Aktiven. Ideen, Texte, Effekte werden selbst erdacht. Das fördert die Kreativität, steigert die Identifikation mit der Gestaltung und erhöht die Aufmerksamkeit der Rezipienten. Durch Beheimatung, öffentliches Interesse und Zuspruch bei der Jugend wie den anderen Generationen stieg das Selbstvertrauen. Die Gruppe wuchs auf 35 Mitglieder im Alter von 15 bis 22 Jahren an.

Es hat sich bewährt, auf die Formierung des Kerns zu setzen, anstatt sich im Wirrwarr heillosen Ansprüche zu verzetteln. Dies steht nicht im Widerspruch zu einer Offenheit gegenüber Fernstehenden. Im Gegenteil: Randgruppen erreiche ich viel eher mit Hilfe einer überzeugenden Mitte. Außerdem hängt die Zukunft der Kirche nicht daran, alle vorhandenen Kräfte – wohl oft gut gemeint – als humanes Input so zu verausgaben, dass wir personell ohne humanes Output dastehen. Diejenigen, die sich begeistern lassen für Glaube und Kirche, dürfen bei allem Einsatz für die Distanzierten nicht vergessen werden. Ökonomisch gesprochen heißt dies: Investition in Humankapital für eine lebendige Zukunft der Kirche.

So ist es einerseits gelungen, die nun aktiven Jugendlichen zu fordern wie zu fördern, ihnen einen Raum Gleichgesinnter zu eröffnen. Andererseits strahlen deren Aktivitäten aus und damit werden viele andere zum Mittun und Nachdenken motiviert. Das anfangs lethargische bis ablehnende Meinungsbild von kirchlicher Jugendarbeit hat sich so zunehmend verschoben. Jene hart erarbeitete positive Grundstimmung ist das Kapital für die Zukunft. Der schleichende Bewusstseinswandel ist nicht oktroyiert durch markige Moralpredigten oder seichte Gefühlsduselei, sondern er ist gewachsen mit der Kerngruppe selbst, mit der Genese

ihres inneren und äußeren Profils. Damit hat sich bewährt, dass pastorale Arbeit sich nicht den Anspruch stellen darf, neue Schätze zu implantieren. Vielmehr sollte sie darauf setzen, die vorhandenen zu heben.

Struktur und Programm

Der Zusammenhalt erfordert strukturelle, inhaltliche wie persönliche Rahmenbedingungen. Ein eigener Name, ein eigenes Logo mit Banner und Stempel, die Verteilung von Ämtern sollen das Miteinander in gemeinsamer Verantwortung durch ein „Wir-Gefühl“ stärken. Für Pressearbeit, Finanzen, Grafik und Werbung, eine Jahreschronik, die monatlich erscheinende Zeitung, den Jugendraum, Schulkontakte, Planung der regelmäßigen Treffen zum Gebet u. a. gibt es jeweils Verantwortliche. Die Gesamtkoordination läuft über ein Dreiergremium, das ich begleite. Die erarbeiteten Prinzipien sind in der Chronik 1997 programmatisch formuliert. Kodifizierung schützt natürlich nicht vor menschlichen Konflikten und Eitelkeiten. Die Leitsätze erinnern aber an Herkunft und Ziel und, da sie gemeinsam entworfen wurden, binden als ethisch wirksame Instanz:

- Kirchlichkeit heißt Einsatz für unseren Glauben innerhalb der Kirche, diese als einen Raum zu entdecken, in dem ich persönlich Wichtiges und Sinnvolles zum Thema machen kann und mich dabei auch noch wohl fühle.
- Eigenverantwortung fordert Mitdenken, eigene Ideen. Selbständiges Tun so weit wie möglich, Eingreifen des Kaplans da wo nötig. Vor allem ist es kein innerer Konkurrenzkampf, sondern ein Miteinander, dessen Erfolg wie Misserfolg alle tragen. Alle sind gefragt. Offene Ohren für jedes Mitglied wie offene Augen für Neue bringen Einheit und Vielfalt.
- Subsidiarität erwartet das Einbringen wie die gleichwertige Achtung unterschiedlicher Talente im Dienste der Gemeinschaft.

Persönliche Motivation

Welche Gründe die jungen Menschen bewegen, viel Zeit und Ideen mit einzubringen, das bekennen sie in aller Öffentlichkeit. Dieser Zeugnischarakter macht so auch nach außen die Ernsthaftigkeit deutlich, schult zudem die Rhetorik und Konfliktfähigkeit. In einer Festrede vor dem Aachener Generalvikar Manfred von Holtum stellt Simone Krees (20) im Juni 1999 die Grundkonzeption der gemeinsamen Arbeit dar: „Unseren Glauben lebendig machen, das wollen wir. Erst muss sich dabei in mir selbst etwas bewegen, bevor ich meine Einstellung dazu auch an andere weitergeben kann. Wir haben doch viel zu bieten, wir müssen unseren Glauben nur für die Jugend zugänglich machen. Dazu müssen wir für die *Sache Jesus Christus* eintreten und sie selbstbewusst vertreten. Kirche ist, was wir daraus machen. Unser Glaube und die Traditionen – in die heutige Zeit übersetzt – sollen lebendig und wieder Bestandteil des öffentlichen Lebens werden.“ Fatalistische wie fatale Betroffenheit über die auch so schlimme Kirchenkritik ist eingeholt von entschlossener Beteiligung, daran etwas zu ändern.

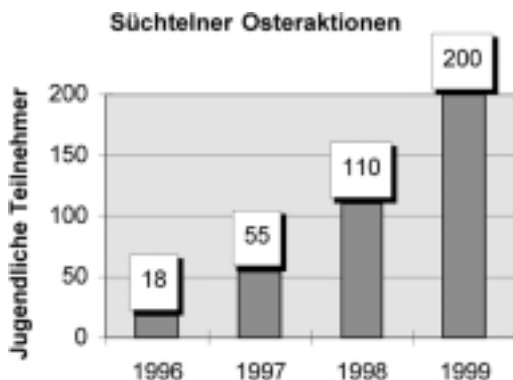
B. Großprojekte kleiner Gemeinden – ein lohnendes Wagnis

Überregionale Stellen verschicken Programme zu vielseitigen Aktivitäten. Leider fehlt naturgemäß manches Mal der persönliche Bezug. Vor Ort bedarf es eines Multiplikators, weil sonst viele gut gemeinte Ideen und Initiativen in der Bedeutungslosigkeit versinken. Wenn keine Verbandsstrukturen wie in unserem Fall vorliegen, heisst dies aber nicht den Absturz in die verstaubte Provinzialität. Kleine Einheiten wie Pfarrgemeinden bieten den Vorteil der Ortsnähe und sie können diese Chance nutzen, wenn sie mit Begeisterten begeistern. Dabei bedarf es einer ansprechenden Originalität. Herabnivellierende Synkretismen oder Hippiegesänge wirken profillos weil abgegriffen und durch andere gesellschaftliche Gruppierungen

gen bereits repräsentiert. Suchende Jugend erwartet einen Halt mit entschlossen vertretenem Profil und Beweglichkeit zugleich.

Die Verwurzelung in einem glaubwürdigen Umfeld lässt größer angelegte Vorhaben erst wachsen. Zur ersten Jugendmesse kamen außer dem Vorbereitungsteam keine weiteren jungen Leute. Schon nach wenigen Monaten bot ich eine Wallfahrt nach Santiago an. Es meldeten sich lediglich fünf Jugendliche. Für diese wie mich hat es sich trotzdem zur Verfestigung der ersten Kerngruppe gelohnt. Nach wie vor sind solche engen Gemeinschaftserlebnisse und viele kleine Programmpunkte im Jahresablauf unerlässlich. Doch daraus habe ich andererseits gelernt, dass gute Ideen allein nicht genügen. Will ich einen größeren Kreis ansprechen, bedarf es einer überzeugenden Konzeption. Diese ist offenbar angeschlagen, das belegen zumindest die Teilnehmerzahlen der Fastenaktionen:

- 1996: Nächtliche Fußwallfahrt zu einem Kloster
- 1997: Nächtliche Radwallfahrt zu einer Pestkapelle
- 1998: Nacht auf dem größten deutschen Soldatenfriedhof
- 1999: Nacht auf dem Todesstreifen Marienborn



Man sollte nur dann etwas konkret anbieten, wenn ein Mindesterfolg abgesichert ist. Ansonsten macht sich Frustration bei den Anbietern wie auch den willigen „Abnehmern“ breit. Und gerade diese Stimmung gilt es zu wenden in Motivation. Dass solches

möglich ist und dass nicht der Schneemann vor dem Schneeball war, das beweisen die zwei Fastenprojekte 1998/99 der Süchtelner Pfarrjugend, die weit über die Ortsgrenzen hinaus Kreise zogen. Zu solchen Vorhaben brauchen wir den festen Kern, der auf jeden Fall mitzieht, Mundpropaganda sowie Werbemedien. Wer allein auf Zeitungsankündigung, Plakate oder Pfarrbrief setzt, der wird es schwer haben. Nach unserer Erfahrung zieht zunächst die persönliche Ansprache, und hier noch einmal besonders die Präsentation durch Jugendliche. Ich war in den Schulen oft dabei, dies vermittelt persönliches Interesse des Veranstalters, dessen Repräsentant ich nun einmal bin. Dabei hielt ich mich aber stets möglichst im Hintergrund, denn die Jugend spricht besser die Sprache der Jugend als ich.

I. Nacht auf dem Soldatenfriedhof - eine beispielhafte Umsetzung

Die Nachtwachen der Jahre 1998/99 sprengten den lokalen Rahmen. Mit der Idee symbiotisch erlebbar gemachter Geschichte und Religion bauen sie aufeinander auf, und Wesentliches verläuft analog. So konzentriere ich mich auf die Darstellung des ersten Projektes, um anhand der Nacht in Marienborn erzielte Lerneffekte und Varianten aufzuzeigen.

Spontanität beflügelt

Der Vorteil klarer, kurzer Entscheidungswege liegt in der sonst verkümmerten Realisierbarkeit spontaner Ideen. Da die Leitungskompetenz des Kreises transparent und von allen so gewollt ist, da alle sich bewusst sind, dass jeder für den anderen und die Gesamtgruppe Verantwortung trägt, kommt es in wesentlichen Fragen zu keinem zerfleischenden Kompetenzgerangel. Elmar Jeßen (21) entdeckte den größten deutschen Soldatenfriedhof im niederländischen Ysselsteyn für eine Nachtwache. Im Sommer 1997 besuchte ich mit ihm und zwei weiteren

Jugendlichen die deutsche wie die benachbarte alliierte Anlage. Spätestens beim erschütternden Anblick des nicht überschaubaren Gräberfeldes mit 31.000 Kreuzen stand fest: In der Nacht zum Karfreitag kommen wir wieder. Vergessene Kreuze? Das ist unser Thema. Spontane Idee mit Folgen:

- Genehmigungen einholen
- politische Absicherung
- Vorbereitung der Teilnehmer
- Gestaltung der Nacht
- Unterbringung
- Werbung
- Finanzierung

Verbündete finden

Als Kirche brauchen wir uns nicht zu verstecken. Wir taten den Mund auf und unverhofft öffneten sich Türen: Der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge versprach sich auch Werbewirkung durch das erstmalige „Projekt Nachtwache“, erteilte die Genehmigung, stellte die Verpflegung über die Bundeswehr sicher und lieferte umfangreiches Infomaterial für die Vorbereitung. Viersens stellvertretender Bürgermeister Fritz Meies übernahm die Schirmherrschaft, organisierte große Zelte zur Unterbringung und hielt einen Vortrag zur Vorbereitung. Über das einstige NATO - Hauptquartier Mönchengladbach - Rheindahlen trafen wir mit britischen Jugendlichen zusammen und planten mit diesen für die Karfreitagsnacht eine Station auf dem alliierten Friedhof, nachdem der britische Militärpfarrer die nötigen Lizenzen eingeholt hatte. Diesen internationalen Charakter machten wir der Presse bekannt, die schon über das Vortreffen in Rheindahlen überregional berichtete.

Durch die Zeitungsberichte aufmerksam gemacht, meldeten sich mehrere Kriegsteilnehmer, die wir auf verschiedene Weise mit einbeziehen konnten. Nach einer gelungenen Initialzündung läuft vieles einfacher, da sich bei folgenden Anfragen oder Präsentationen das bisher Erzielte werbend einsetzen lässt. Bei all dem heisst es, immer wieder an das Machbare zu denken, sich der eigenen

Grenzen bewusst zu sein. Gleichwohl wirkt falsche Bescheidenheit kontraproduktiv, wenn ich doch Glaube, Kirche, Jugend offensiv ins Gespräch bringen möchte.

Der Jugendmesskreis versteht sich nicht als Kirche in der Kirche, vielmehr geht es auch um die Integration der Jugendlichen mit ihrem Tun in das Gemeindeleben. Neben der inhaltlichen Unterstützung durch Kriegsteilnehmer ist die praktisch-organisatorische Mithilfe fleißiger Erwachsener ein Indiz dafür. Josef Heines schreibt in einem Nachruf: „Für mich als Familienvater von drei jugendlichen Kindern, die auch an der Nachtwache teilnahmen, hat sich gezeigt, dass man vorleben muss. Ob bei der praktischen Arbeit oder beim religiösen Tun. Junge Menschen beobachten und lernen daraus.“

Enttäuschungen wegstecken

Umliegende Pfarrgemeinden haben trotz zeitiger Anfrage ihre Unterstützung verweigert, obwohl im Vorjahr noch die Nacht mit einer Nachbarpfarrei gemeinsam gestaltet wurde. Nun fehlte dort aber durch Personalwechsel der Ansprechpartner. Auch eine Koordination durch übergeordnete Stellen gelang nicht bis auf die finanzielle Unterstützung unserer kirchlichen Regionalstelle. Begründungen wurden später nachgeliefert. Danach zögen wir anderen Gemeinden ihre Jugendlichen ab, alles sei ja ohnehin nur eine einmalige Aktion, wir seien lediglich auf Medienrummel aus. Sicher gibt es viele persönliche oder auch strukturelle Gründe, die den Blick über den eigenen Pfarrgarten versperren. Solche Rückschläge mangelnder Hilfe sollten aber nicht entmutigen. So verlagerte ich die Vorstellung des Projektes auf die weiterführenden Schulen, die bereitwillig Stunden zur Verfügung stellten und selber werbend agierten.

Klare Kompetenzen

In verschiedenen Etappen des Herbstes bis Frühjahrs gewann die Nacht nun auch

inhaltliche Kontur. Dabei sollten alle Mitglieder des Messkreises ihren Anlagen entsprechend zum Einsatz kommen: Illusorisch ist die Vorstellung, dies ginge nicht ohne Konflikte. Doch müssen in allen sozialen Geflechten immer Menschen zurücktreten hinter anderen. Dies kann hier im Kleinen gelernt werden. Mit mir übernahmen Elmar Jeßen, Markus Heines (21) und Cornelia Schroers die Gesamtkoordination.

In diesem Kreis erarbeiteten wir die Grundidee und den Rahmen. Es soll wachgerüttelt werden, aus Fehlern der Vergangenheit zu lernen: schockierend persönlich, atmosphärisch wie inhaltlich religiös: erlebte Geschichte und erlebter Glauben. „Warum? – Why?“ ist die Frage, die jedes Kreuz und erst Recht das Kreuz des Karfreitags uns stellt. Ein Kreuzweg mit Stationen an einzelnen Soldatengräbern und anschließend Alternativangebote, dazu ein psychologisch brisanter Rahmen, der alle Teilnehmer mit einem unmerklichen Bewusstseinschock konfrontieren sollte (vgl. den Bestseller „The Wave“ von Morton Rhue) machten wir als Eckpunkte fest. Voraussetzung für das Gelingen musste die Schaffung einer betreffen machenden Atmosphäre sein, die Manipulationseffekte durften dabei den sonstigen inhaltlichen Ablauf nicht gefährden.

Sodann erstellten wir eine Checkliste für die Verteilung der Aufgaben innerhalb des Kreises und trugen dann das Rohkonzept dem Messkreis vor. Wenige Tage vor dem Start in die Niederlande traf sich die Vorbereitungsgruppe zu einer letzten Abstimmung. Nach der textlichen, atmosphärische wie effektmäßigen Absprache erhält jeder einen detaillierten Ablaufplan mit Zeit-, Orts-, Personenangaben. Das Koordinationsteam stellt den Bewusstseinschock vor, schwört ein auf Verschwiegenheit und verteilt die Aufgaben zur Umsetzung.

Wachsendes Interesse

Unter die Haut gingen während der Fastenzeit die einstimmenden Begegnungen mit Zeitzeugen: Zwei Kriegsteilnehmer und

ein Pfarrer, der hautnah die Greuel des „Euthanasieprogramms“ miterlebt hatte, packten die Gemüter. Presse und Radio berichteten positiv darüber, die Teilnehmer intensivierten ihre Mundpropaganda durch das Gehörte und die Gemeinden nahmen zunehmend Notiz von der Thematik.

Dass in der Nacht zahlreiche Medien (überregionale und regionale deutsche wie niederländische Zeitungen, Radio, niederländisches Fernsehen, Kirchenzeitung) vertreten waren, führe ich auf folgende Vorarbeit zurück:

- Vorstellung des Projektes in Schulen mit Presseberichten dazu: Dadurch warben wir für die Schulen und machten unseren Zeitungen die Aktion im Vorfeld bekannt
- Deutsch - britische Begegnung auf dem RAF - Gelände in Rheindahlen: dadurch erhielt die Nacht den Charakter einer internationalen Jugendbegegnung
- Vorbereitende Treffen in Süchteln mit Pressevertetern (Zeitung, WDR)
- Presseverteiler im Vorhinein durch uns und den Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge

Schließlich starteten wir mit rund 110 jungen Menschen. Warum sie sich auf dies kirchliche organisierte Abenteuer - wie es manchem erschienen sein mag - einließen, dafür gibt es neben individuellen auch zahlreiche objektivierbare Gründe:

- Ein spannendes Thema, ein spannender Ort, und das alles nachts
- Charakter des Neuen und Unheimlichen
- Grundsätzliches Vertrauen in den Jugendmesskreis
- Mund-zu Mund-Werbung des Vorbereitungskreises
- Vorstellung in den Schulen durch Jugendliche
- Werbepлакate und -zettel in den Schulen, im Ort, Kirche
- Zeitungsberichte im Vorfeld.

Im Nebel die Kreuze

Wir sammeln die jungen Leute nach der Gründonnerstagsmesse. Zwei Kriegsteilneh-

mer geben im Pfarrsaal eine politische Zustimmung. Sie enden mit der Mahnung: „Nur der ist ein Held, der seine Feinde zu Freunden macht.“ Anschließend ein Segen und Transfer zum alliierten Friedhof. Bei einer kurzen zweisprachigen Andacht tragen deutsche und englische Jugendliche Texte und Lieder zur Versöhnung vor. Eine deutsche Schulklasse hat ein Kreuz gestaltet, das wir auf der Anlage hinterlassen, daran bindet ein englischer Teilnehmer eine Schleife mit der Aufschrift „Never again! - Never forget!“ und den Unterschriften seiner Mitschüler. Stille.

Die letzten Unruheherde werden in Ysselsteyn gelöscht. In die Flüstertüte spreche ich einige deutliche Worte, wer sich des Ortes nicht bewusst sei, könne mit einem Bus wieder zurück fahren, keiner betritt den Friedhof - dann Ruhe. Markus und Elmar übernehmen das Programm. Die Pressevertreter wollen alle als erste wissen, was passieren möge. Doch müssen sie sich mit einer kurzen Information begnügen, weil das Programm laufen muss. Dafür nehme ich mir während der Nacht Zeit für verschiedene Interviews. Es werden stets die bestinformierten Mitglieder des Messkreises hinzugezogen. Dies bewährte sich vor allem im Umgang mit dem niederländischen Fernsehen. Bedenken hinsichtlich rechtsradikaler Motive oder der Verletzung von Gefühlen niederländischer Bürger konnten gewandelt werden in Achtung, da es uns gelang, den religiösen Hintergrund deutlich zu machen.

Es erfolgt eine Aufteilung in zwei Gruppen. Im Wechsel zu Beginn Essen und Information über das Programm. Anschließend: Sammlung aller und Prozession über den Friedhof zum Hochkreuz, dann: Kreuzweg mit anschließender Aussetzung und gegen 2.00 Uhr Beginn der Alternativangebote: Stilles Gebet, Begehung der Anlage, Informationszelt mit Büchern/Collagen, Gespräch mit einem deutschen und niederländischen Kriegsteilnehmer, Aufwärmen mit heißen Getränken, Schlafen. 5.30 Uhr Sammlung zur Station am Hochkreuz, Frühstück und Abschluss mit Geschenkübergabe, symboli-

ches Pflanzen eines Gingkobaumes, Abfahrt.

Atmosphäre: Ankunft in der Nacht, sternenklarer Himmel, fast Vollmond, morgens steigt Nebel auf im Meer der Kreuze, ca. 100 brennende gedeckte Grablichter haben wir über das Gelände verteilt, beim ersten Betreten (in Zweierreihen geordnet) des Friedhofes absolute Stille, durch ein Mikrofon ist eine monotone Stimme zu hören: Namen in alphabetischer Folge aus der schier endlosen Gefallenenliste.

Im Zentrum der Nacht, am Hochkreuz mit Kerzen beleuchtet, strahlt der Pavillon zur Anbetung nach allen Seiten hin. Die Stationen der Nacht sind begleitet mit Texten der Passion. Im Kreuzweg gelingt die religiöse Interpretation erlebbar gemachter Geschichte – Schicksale, Kreuze und das Kreuz fragen jeden an. Vor der Prozession wird ein durchsichtiges Plexiglas Kreuz getragen, erst morgens nach Aufklärung des Bewusstseinschocks machen wir es sichtbar in der Beschriftung mit den Namen aller Teilnehmer: durch unser Leben rufen wir das Kreuz in unsere Zeit hinein, das Kreuz, das Sinn macht, weil der Tod nicht das letzte Wort ist. Wir sind in die Verantwortung genommen.

Bewusstseinschock

Zu Beginn erhalten alle nummerierte Zettel, auf deren Anhang der Name zu schreiben ist. Jeder klebt sich dann aus organisatorischen Gründen – so die offizielle Erklärung – die Nummer an und gibt den Zettel mit dem Namen ab. Die Einteilung in Gruppen erfolgt nach Nummern, ebenso sollen sich alle in Nummernlisten vor den Zelten eintragen, die sie nachts betreten – „aus statistischen Gründen“. Nach Ende der Aussetzung treten alle am Hochkreuz an, der Pavillon ist verschlossen. Nichts passiert, ungeduldiges Gemurmel. Einer ruft in die Menge: „Warum passiert hier nichts?“ Antwort aus dem Hintergrund: „Erst dann, wenn alle klatschen...!“ Zögerlicher Beginn geht über in Skandieren. Das Seitenteil fällt, Marschmusik ertönt, ein Diaprojektor geht an: Bilder der Volksver-

führung, Aufmärsche vor 60 Jahren, vor 15 Jahren (DDR). Dann die Frage aus dem Hintergrund, ob wir etwas gelernt haben aus manipulierter Klatsch- und Massenhysterie. Unterdessen waren die ganze Nacht hindurch einige Mitglieder des Messkreises mit Notizblöcken als Spitzel unterwegs. Die – selbstverständlich nicht zu persönlichen – Beobachtungen werden an geheimer Stelle in eine Nummernliste eingetragen. Zum Abschluss finden sich dann viele überrascht mit ihrer Nummer auf dem präsentierten Plakat wieder. Es öffnen sich die Augen, dass jeder am Anfang seinen Namen und symbolisch damit seine Identität gegen eine Nummer eingetauscht, sich bereitwillig unter jedes Kommando gestellt und in Kontrolllisten eingetragen hatte. Wie schnell wir uns zu unbekümmert in Sicherheit wiegen, ausgenutzt werden von falschen Ideologien, dass auch wir dafür nicht immun sind, dass auch wir vieles aus der Geschichte nicht gelernt haben, wird erst jetzt vielen drastisch offenbar.

II. Nacht auf dem Todesstreifen

Der Boden war bereit durch die Erinnerung an die Nacht in Ysselsteyn. Die Erwartungshaltung der jungen Leute hatte somit einen konkreten Erfahrungshintergrund gewonnen. So wie der gute Name in der Wirtschaft seinen Preis hat, so wirkt dieser werbewirksam bei einem Angebot, das als Anknüpfung klar erkennbar und doch ganz neu ist. So wählten wir wieder einen politisch brisanten Ort, ein ähnlich griffiges Thema: Frei? – Nacht auf dem Todesstreifen. Zu den Vorveranstaltungen mit bis zu 120 Teilnehmern gewannen wir Zeitzeugen, z. B. einen früheren NVA-Unteroffizier, der anschließend Theologie studierte oder den Schriftsteller Erich Loest. Die Hauptveranstaltung verlegten wir nun auf Freitag/Samstag vor Palmsonntag, so dass wir weniger mit den Ferien und nicht mit anderen Gründonnerstagsangeboten kollidierten.

Neue Freunde

Die Zusammenarbeit mit den Schulen konnten wir nach den guten Erfahrungen des Vorjahres intensivieren. Schon zu Schuljahresbeginn stellte ich das Projekt den Fachkonferenzen vor, so dass die Thematik zeitlich in den Lehrplan mit aufgenommen werden konnte. Der befreundete Kaplan Benedikt Schnitzler aus Krefeld setzte sich mit Engagement für das Projekt ein. Der VDK verhalf uns durch Empfehlungsschreiben zu offenen Türen beim Land Sachsen-Anhalt, in dessen Trägerschaft sich die Gedenkstätte der deutschen Teilung Marienborn befindet. Zeitig konnte ich so auch Kontakte zu Dissidenten, zu Gemeinden in der früheren DDR und wichtigen Institutionen knüpfen, so der Gauck-Behörde und dem Museum am Checkpoint Charly Berlin. Ausgezeichnetes Film- und Buchmaterial konnten so im Schulunterricht wie auch zur intensiven Vorbereitung der Nacht eingesetzt werden. Die aktive Mithilfe von Vikar Christoph Sperling aus Stendal ermöglichte das Zustandekommen einer deutsch-deutschen Jugendbegegnung. Unter der Schirmherrschaft kirchlicher und politischer Repräsentanten lohnten sich die Anfragen nach wirksamen Grußworten aus Ost und West, so bei Joachim Kardinal Meisner, Bundestagspräsident Wolfgang Thierse, mehreren Bischöfen und Ministern. Schnell fanden sich die diesmal notwendigen Sponsoren. Wir freuten uns dann auch über die Anwesenheit und Berichterstattung von FAZ, dpa u.a. So gewann unser Anliegen religiös-politischer Bewusstseinspaltung den Zutritt zur Bühne bundesweiter Öffentlichkeit.

Bewährtes Muster

Wir setzen wieder auf die Mischung von gemeinsamem Programm und Angebot, von religiösen, atmosphärischen und politischen Akzenten ebenso wie auf den Bewusstseinschock: Vor dem Zugang simulieren uniformierte Messkreismitglieder die Grenzkontrollen. Im Hintergrund ist durch Beschal-

lungsanlagen SED - Propaganda zu hören. „Einige ... haben einen hochroten Kopf, als sie die Einlassprozedur hinter sich haben. Sie mussten auf einem Formular ihre Personalien und den Grund ihrer Reise angeben und ankreuzen, ob sie Alkohol mitführen oder nicht. Junge Leute stöbern in ihrem Reisegepäck herum. Der Ton ist streng, zuweilen herrisch.“² Alle machen mit, es wirkt fast real und zugleich gespenstisch. Nach einer sachkundigen Führung füllen Zeitzeugen die trist-monströse Anlage durch Erlebnisberichte über einen gescheiterten Fluchtversuch, über Stasimethoden und Gefängnisfolter mit Schauer. Der nächtliche Kreuzweg wird zum ergreifenden Höhepunkt der Nacht, ebenso der von den Jugendlichen aus Stendal vorbereitete ökumenische Gottesdienst im Freien. Danach Angebote: Gebetsraum, Gespräch mit dem Stasiopfer Pfarrer Matthias S., Musik, Schlaf, Erkundung. Morgens wieder ein effektvoller Abschluss. Erstmals seit zehn Jahren bescheint das gleißende Licht der Kontrollstrahler wieder diesen Ort der Teilung. Wir enthüllen ein selbstgestaltetes Kreuz der Einheit. Für die Stelle, an der ein ganzes Volk gekreuzigt wurde, hinterlassen wir es der Gedenkstätte.

C. Erfolg verpflichtet für die Zukunft

Erfolg ...? Kein messbarer. Junge Menschen haben sich im Vorbereitungskreis intensiv auseinandergesetzt, Zeit investiert, Kreativität und Zusammenhalt bewiesen. Mit den Teilnehmern gemeinsam haben sie zugehört, sich etwas sagen lassen von Zeitzeugen, haben sich den Kreuzen und dem Todesstreifen, der Frage nach dem Bewusstsein, Tod, Unrecht und dem Kreuz Jesu ausgesetzt. Abenteuer und/oder Glaubenserlebnis? Im Moment der Stille vor dem Hochkreuz oder mitten im Meer der Toten, bei der Anbetung im Stasikommandogebäude, geblendet vom Flutlicht der Teilung - Weite und Nähe zugleich, so begegneten sich in mir Schatten und Licht, Tod und Leben,

Zweifel und Glauben. Wenn diese Kreuze und diese „Kreuzigungsnarbe“ einen Sinn machen, dann, den Worten Albert Schweizers zu folgen, als Mahner für den Frieden, damit wir aus der Vergangenheit für die Zukunft lernen und dazu bei uns selbst anfangen. Ich habe oft versucht, mich in die Empfindungen der jungen Menschen hineinzuversetzen: beim ersten Blick auf das Meer der Toten, beim Folgen der Kreuzwege, bei Gesprächen mit den Zeitzeugen, beim stillen Gebet. Und wenn es für jeden Jugendlichen nur diese Fragen sind, die sie neu für sich entdeckt haben:

- Warum? – „So stell dich auf den Weg, sieh auf das weite Feld hinab, sieh auf jedes einzelne Grab und spüre selbst...“³
- Frei? – „Ist meine Freiheit selbstverständlich? Was bedeutet sie für mich? Und bei all meinen Gedanken – Herr, denk ich dabei auch an Dich?“³

Andere Fragen gibt es. Und fragende Jugendliche gibt es auch anderswo!

Anmerkungen:

¹ Collas, Karlheinz (Hg.): Nicht Nachlassverwalter, sondern Wegbereiter. Klaus Hemmerle Predigten 1993. Einhard Verlag, Aachen 1994.

² FAZ vom 29. 3. 1999, S. 6.

³ Zitate aus den jeweiligen Gedichten von Cornelia Schroers.

Peter Abel

Konflikte verstehen und bewältigen

Dürfen wir in der Kirche streiten? Der Alltag der Gemeindegemeinschaft zeigt, dass Uneinigkeit, Widerstände und Konflikte unsere Anstrengungen zur Zusammenarbeit überschatten. Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter geraten in Streit. Gerüchte sorgen dafür, dass eine Gemeindefreierin keinen Boden mehr unter die Füße bekommt. Gruppen spielen sich gegenseitig aus. Da scheint das Bonmot zuzutreffen, dass dort, wo zwei oder drei Christen im Namen Jesu zusammenkommen, der Streit mitten unter ihnen ist.

1. Konflikte in der Kirche – unterschiedliche Kulturen

Manche Konflikte wirken im persönlichen Alltag wie auch in der Gemeindegemeinschaft bedrohlich. Sie gefährden die Beziehungen. Sie wecken Angst und verursachen Unbehagen. Konflikte werden als destruktiv erlebt und als Zeichen des persönlichen Versagens verstanden. „Der Konflikt hat eine schlechte Reputation, vor allem dann, wenn er mit der Kirche in Verbindung gebracht wird. Unsere religiöse Tradition hat Kontroverse mit Sünde, Konflikt mit Ungehorsam und Dissens mit mangelnder Loyalität verbunden.“¹

Streiten sie nun oder streiten sie nicht? Nehme ich die erste bekannte Auseinandersetzung der Kirchengeschichte – den antiochenischen Zwischenfall und den in engem Zusammenhang stehenden Apostelkonvent (Apg 15) – in Augenschein, dann gehörte Streit von Anfang an zur christlichen Gemeinde dazu. Bereits da sind die Meinungen über das Streiten gespalten. Während

Paulus dem Petrus von Angesicht zu Angesicht widerstand (Gal 2, 11), ist dem Schreiber der Apostelgeschichte Einheit im Glauben wichtig. Heutige Exegeten können daher einerseits vom „gottmenschlichen Synergismus einmütig-kirchlichen Handelns“⁴² sprechen und andererseits, Petrus habe den Paulus „in heftige Rage versetzt“⁴³ - und meinen ein und denselben Konflikt. Darüber, ob wir in der Kirche streiten dürfen, gibt es divergierende Auffassungen.

Da sagen die einen, dass Konflikte in der Kirche nicht sein dürfen. Konflikte haben in einer christlichen Gemeinschaft nichts zu suchen. Konflikte wecken Schuld und gefährden die Einheit der Gemeinschaft. Harmonie ist das Ideal. Streit macht unsere Grenzen sichtbar. Konflikte sind Zeichen der Sünde und der gefallenen Schöpfung. Dieses Modell kirchlicher Konfliktkultur kann zu einem Mythos degenerieren, denn der Frieden um jeden Preis hat seine Kosten: die Verleugnung von Schwierigkeiten, wechselseitiges Unbehagen und den Rückzug der beteiligten Personen. Entsprechend resümiert ein Konfliktforscher: „In professionellen Organisationen mit starkem konfessionellem und weltanschaulichem Hintergrund können Schuldgefühle der Konfliktparteien dazu führen, dass das Bestehen von Spannungen gelegnet wird. Damit unterbleiben aber auch Bemühungen zur Lösung der Probleme.“⁴⁴ Konflikte sind für andere Teil des kirchlichen Lebens. Konflikte sind anstrengend. Sie bringen Irritationen mit sich. Doch wir können sie durch Kompromisse lösen und die kreativen Elemente des Konflikts herausfinden. Konflikte müssen deshalb angegangen werden. Im Mut zum Konflikt finden die Beteiligten neue Energie, sie können Widersprüche aktiv aufnehmen und nach Regeln des Zusammenlebens suchen. Konflikte dürfen daher nicht verdrängt, sondern sollten so gut wie möglich angegangen werden. Auf beide Modelle blickend stelle ich fest: Oft besteht ein krasser Widerspruch zwischen Anspruch und Wirklichkeit im konflikthaften Miteinander. Streitkultur fehlt. Dennoch bin ich überzeugt, dass Zusammenarbeit nur dort möglich ist, wo

Menschen und Gruppen und die Gemeinde den Mut haben, Konflikte anzuerkennen, anzunehmen und mit ihnen umzugehen.

2. Konflikte verstehen

Für den Umgang mit Konflikten ist es notwendig, diese zu verstehen⁵. Dazu können folgende *Leitfragen* dienen:

- Wer sind die am Konflikt Beteiligten? Gibt es Parteien? Wer gewinnt an diesem Konflikt? Ist eine Partei auf der Verliererstraße?
- Wie erlebe ich diesen Konflikt? Welche Einstellung haben wohl die anderen Beteiligten? Ist er Krise oder Chance, Panne oder Notwendigkeit, Gewinn oder Verlust?
- Wer hat welche Rolle?
- Was ist „Thema“ des Konfliktes, die Sache oder die Beziehung? Geht es um offenkundige Sachverhalte oder soll mit dem Sack der Esel geschlagen werden?
- Auf welcher Ebene spielt sich der Konflikt ab? Geht es um formale Abläufe, um Aufgaben und Kompetenzen, um Konzepte oder gar um grundlegende Auffassungen?
- Wo stehen wir im Konflikt? Wer trug wesentlich zum Fortgang bei? Gibt es im Verlauf charakteristische Wendepunkte?
- Wer kann wie zur Lösung beitragen?

3. Konflikte wozu?

Konflikte kommen dort auf, wo Menschen mit ihren einzigartigen Lebensgeschichten und Sichtweisen, Bedürfnissen und Werten miteinander zu tun bekommen und sich darin unterscheiden. Konflikte werden durch unser Denken, Fühlen und Handeln geprägt und werden dort sichtbar, wo eine entsprechende Diskrepanz zwischen den Beteiligten entsteht. Konflikte sind Störungen und behindern die Zusammenarbeit. Sie unterbrechen den gewohnten Handlungsablauf und zwingen zur Neuorientierung. Konflikte zeigen Widerstände. Das führt dann häufig dazu, dass wir *Abwehr*routinen entwickeln,

um einen echten Konflikt zu verschleiern. Solche AbwehrROUTINEN⁶ sind: an der eigenen Position festhalten, die Sicht des anderen abwerten, keine Entscheidungen treffen, die Beziehung ausblenden, negative Einstellungen nicht ausdrücken, nicht über einen Konflikt sprechen... AbwehrROUTINEN entwickeln wir, weil uns tiefer liegende Ängste vor Bedrohung und Peinlichkeiten daran hindern, etwas gegen die Lösung eines Konfliktes zu tun. Eine konflikthafte Situation ruft in uns unangenehme Gefühle wach, setzt schlechte Erinnerungen und Ängste frei. Wir lassen uns deshalb davon abhalten, etwas zu unternehmen. Die dabei entstehenden Blockaden erschweren das Miteinander. Im praktischen Handeln verstricken wir uns zunehmend mehr in festgefahrenen Mustern.

Doch wo wir die Pannen pflegen und am Gewohnten festhalten, werden Konflikte nicht mehr als Chance der Versöhnung erfasst. Um sie als Zeichen für Lebendigkeit zu erfahren, ist es hilfreich, nach der *Chance* eines Konfliktes für die Beteiligten⁷ zu fragen. Konflikte bearbeiten Unterschiede. Sie verdeutlichen unterschiedliche Meinungen und Positionen, durchbrechen stereotypische Muster, lassen Widersprüche zur Sprache kommen. Sie helfen, Nähe und Distanz aufzuzeigen, klären, wer welche Funktion in der Zusammenarbeit hat. Konflikte stellen die Einheitlichkeit und den Zusammenhalt unter Menschen her. So sind sie auch dazu da, Unterschiede zu überwinden und die Einheit einer Gruppe zu stärken. Die Beteiligten ordnen sich dem gemeinsamen Ziel unter. Konflikte entwickeln Komplexität. Wenn wir streiten, kommen vielfältige Meinungen und Ansichten zu Tage. Eigene Bedürfnisse werden artikuliert, ein Sachverhalt wird in unterschiedlichen Perspektiven beleuchtet. Konflikte garantieren Gemeinsamkeit, denn Gemeinsamkeit ist nicht selbstverständlich, sondern muss meist mühsam durch Konsens und gemeinsame Willensbildung erreicht werden. Konflikte sorgen für Veränderung. Weiterentwicklung und Veränderung sind in der Regel erst durch konflikthafte Auseinandersetzungen

möglich. Nur so kann Lernen geschehen, werden Ideen stimuliert. Konflikte erhalten das Bestehende. Indem wir durch den Konflikt zum Wesentlichen finden, sichern wir unsere Identität als Einzelne wie auch in einer Gruppe.

4. Konflikte eskalieren

Freunde werden zu Gegnern. Emotionen gehen hoch und kippen in Aggression um. Die Beteiligten nehmen die Realität zunehmend verzerrt wahr, die Argumente werden schärfer und plakativ, der andere ist an allem schuld. Man versucht, den Gegner auszubremsen und weitet den Streit auf bisher Unbeteiligte aus. Solche Mechanismen tragen stufenweise zu einer Eskalation des Konfliktes bei – mit negativen Konsequenzen gerade im kirchlichen Kontext⁸. Als Gemeindeberater erlebe ich die Eskalation in einem Pfarrgemeinderat. Die Kontroverse geht um eine Gruppe, die einen fortschrittlicheren Gottesdienst gestalten will:

Anfangs kommt es nur zu Meinungsverschiedenheiten, Uneinigkeit, ersten Missverständnissen und *Diskrepanzen*. Der Streitgegenstand ist allen vertraut. Die Beteiligten wollen über ihren Streit reden. Das bedeutet praktisch: Informationen einholen, klar und offen kommunizieren, Meinungen herausfinden, Standpunkte klären. Alle haben das berechtigte Gefühl, die Situation bewältigen zu können. Doch gerade religiöse Gruppen vermeiden dabei oft verletzende Gefühle und propagieren Konformität.

Die Beteiligten ziehen sich zurück. So auch hier: Die betroffene Gruppe organisiert eine Wort-Gottes-Feier für sich selbst. Zwar wollen sie weiterhin das Problem lösen, doch ihr primäres Ziel ist es, sich selbst zu *schützen*. Sie wollen nicht ausgeschlossen werden oder ein schlechtes Image bekommen. Angriffe empfindet man als persönlichen Affront. Der Gegenseite unterstellt man taktisches Verhalten und Eigennutz. Die Motive und Absichten des anderen werden hinterfragt, unterschiedliche Standpunkte personalisiert und mit moralischen

Argumenten gewichtet. „Unsere Art zu feiern ist besser.“ Die Sprache wird genereller und man selbst zögert, über das zu reden, was einen heftig bewegt. Wechselseitig fordert man voneinander mehr Vertrauen und beschwert sich gleichzeitig über mangelnde Offenheit. Die Emotionen stehen über der Sache. Noch lässt sich die Verwirrung lösen, indem sich die Beteiligten klar aussprechen, miteinander Spielregeln für den gemeinsamen Umgang entwickeln, sich einander einen Vertrauensvorschuss geben und so auf ein Klima des Respektes und der Zuverlässigkeit setzen. Doch eine Seite droht auf die Verliererstraße zu geraten.

Parteiungen bilden sich aus: die „Fortschrittlichen“ und die „Traditionalisten“ stehen sich auf einmal unversöhnlich gegenüber. Eine Seite glaubt, nicht ernstgenommen zu werden und reagiert mit Wut und Verdächtigungen. Die eigene Energie bündelt sich auf die Bestrebung hin, gewinnen zu müssen. Die Ansichten spalten sich, das Denken wird schwarz-weiß. Sprache und Handeln werden verdächtigend: die Absichten des anderen sind nicht gut. Die Gegenseite reagiert ebenso. Das Freund-Feind-Schema kann nur noch durch Vermittlung von außen durchbrochen werden. Die beteiligten Personen müssen die Spielregeln des Gesprächs und des gegenseitigen Umgangs neu erwerben: einander zuhören, erzählen lassen, die Ansicht der Gegenpartei aufnehmen, Gefühle ehrlich ausdrücken, auf Verletzungen achten...

Jetzt muss der Gegner vernichtet werden, auch wenn es gemeinsam in den Abgrund geht. Religiöse Gruppen beziehen sich auf eine höhere Autorität, predigen im Extrem den religiösen Kreuzzug. Leute gehen, werden verjagt. Man hat sich beim Bischof beschwert und ist in eine andere Pfarrei ausgewandert. Der Konflikt hat sich *verhärtet* – oft für lange Zeit. Eine Vermittlung wird extrem schwierig, meist ist eine Entscheidung durch Machträger notwendig. Es geht nicht mehr darum, gemeinsam eine Lösung zu finden, sondern um einen Neuanfang.

5. Lösungen

Konflikte sind indes nicht nur eine Krise, sondern auch eine Chance. Im Umgang mit dem Konflikt⁹ entdecken wir, dass ein Wert, den wir bisher für selbstverständlich gehalten haben, wieder neu formuliert werden muss. Denn ohne Zweifel bringt eine gelungene Konfliktlösung Gewinne mit sich: Unsere Überzeugungen schärfen sich, das Interesse aneinander wächst, wir engagieren uns mit neuer Kraft und übernehmen Verantwortung. Partnerschaftliche Zusammenarbeit in der Seelsorge kann Konflikte aushalten. Petrus und Paulus stellen sich von Angesicht zu Angesicht in den Konflikt hinein, sie halten die spannungsvolle Situation aus und ermöglichen so in einer der Sternstunden der frühen Christenheit eine Lösung, die Juden- wie Heidenchristen einen Raum zum Leben öffnet. Doch die Realität zeigt mir: In dem Augenblick, in dem ein Konflikt auftritt, bin ich oft gehemmt. Ich kann nicht mehr klar zuhören, Emotionen gehen mit mir durch. Die innere Botschaft heißt: Schütze Dich! Es fällt mir schwer, auf den anderen einzugehen. Doch genau das ist nun gefordert: mich annehmen, den anderen anerkennen, gemeinsam zu einer klaren Entscheidung kommen. Sowohl die eigene Position als auch die Beziehung der Beteiligten berücksichtigend hat Karl Berkel¹⁰ Spielregeln zum konstruktiven Umgang mit Konflikten entwickelt:

- *Erregung kontrollieren*. Frieden, so Berkel, „beginnt ganz elementar bei der eigenen Fähigkeit, nicht jeden Zorn und Ärger am anderen auszulassen. Wenn dieser Wunsch zum Bedürfnis wird, zum Motiv, dann kann er auf Dauer zur Haltung werden.“¹¹ Die eigene Erregung kontrollieren, kann praktisch zur guten Gewohnheit werden: Wut zugestehen, mir einen Moment der Beruhigung gönnen, mich vertieft selbst wahrnehmen, durch korrigierende Gedanken die eigene innere Landkarte verändern, den anderen nicht ungebremst angreifen, den anderen zum Gespräch ermutigen und ihm zuhören.

- *Vertrauen bilden* und mich für den anderen öffnen. Wenn ich einen Konflikt lösen will, dann gehe ich immer ein Risiko ein, wage mich und mache mich verletzlich. Zwischenmenschlicher Umgang setzt Selbstbewusstsein voraus. Nur wenn ich offen mit meinen Fehlern und Schwächen, Selbstzweifeln und inneren Ängsten umgehen lerne, kann ich meinem Gegenüber vertrauensvoll und mutig gegenüber treten.
- *Offene Kommunikation* aufnehmen und über den Konflikt sprechen. Erst jetzt, da die Beziehung grundgelegt ist, kann die eigentliche Konfliktlösung angegangen werden. Wie verstehen wir den Konflikt? Welche Sicht habe ich, welche Du? Praktisch: Jeder der Betroffenen hat das Recht, die Störung anzumelden, seine Bedürfnisse, Empfindungen und Wünsche für die Lösung des Konfliktes zu äußern. Der eine redet, der andere hört aktiv zu. Es geht darum, den anderen zu sehen und dessen Bedürfnisse ernst zu nehmen.
- *Gemeinsam das Problem lösen*. Konkret bedeutet das: das Problem aus sachlicher Perspektive wie aus persönlicher Betroffenheit beschreiben. Vorschläge sammeln und verschiedene Wege erkunden. Dabei bedenken, wie beide Seiten auf ihre Rechnung kommen können. Erst dann die Vorschläge diskutieren, prüfen und sich auf die beste, für beide Seiten optimale Lösung entscheiden.
- *Vereinbarungen treffen*. Vereinbarungen sind nur dann echte Vereinbarungen, wenn beiden Seiten klar ist, was in welchen Schritten zu tun ist und wer wofür verantwortlich ist. Die Abmachung muss allen Betroffenen einsichtig sein. Es muss überprüft werden können, ob sich die Lösung bewährt hat.
- *Innerlich aneignen*. Konfliktbewältigung findet dort ihren Abschluss, wo sie begonnen hat – bei der eigenen Person, in der inneren Annahme der gefundenen Lösung.

Diese Spielregeln haben ihren Sinn darin, einen in einer inneren Haltung zu schulen: nur wenn beide Seiten Gewinner sind,

kommt es zu einer ausgehandelten Konfliktlösung und zu tragfähiger Zusammenarbeit. Diese *Gewinner-Gewinner-Haltung* baut auf wesentlichen Voraussetzungen auf: wechselseitigem Respekt, dem Mut, einen Konflikt anzunehmen und Veränderung zu wollen, Geduld, die auch Unsicherheit zulässt, und einem offenen und transparentem Dialog. Diese Voraussetzungen fördern zudem die Bereitschaft zur Versöhnung.

6. Versöhnung – vom Konfliktmanagement zur Konfliktlösung

Viele Menschen nähern sich Konflikten mit der unrealistischen Erwartung, diese zu beseitigen und in Harmonie weiter zu leben. Doch meist ist Konfliktmanagement angesagt: zusammen zu arbeiten, obwohl die Ursache des Konfliktes nicht beseitigt ist. Vom Anspruch christlichen Lebens her eröffnet indes eine tiefere Wirklichkeit. „Was nach dem Konflikt geschieht, ist ebenso wichtig, wenn nicht noch wichtiger als die Vorbereitung oder der Umgang mit dem Konflikt. Als eine christliche Gemeinschaft sollten wir nicht überrascht sein, Konflikte vorzufinden, und wir sollten für diese Herausforderung bereit sein. ... Unsere Empfehlung ist es, Versöhnung zu versuchen im Bewusstsein, dass diese nicht erzwungen werden kann. ... Oft ist es die *Versöhnung*, die das Klima für echtes Sich-Mitteilen und Wachstum bereitet. Wann immer durch einen Konflikt ein Bruch in Beziehungen geschehen ist, empfehlen wir nachdrücklich, Versöhnung zu versuchen. Es ist nicht die Anwesenheit des Konfliktes, die die ständigen Bemühungen und Zusammenarbeit behindert, sondern das Fehlen von Verzeihung und Konfliktmanagement.“¹²

Kehren wir abschließend nochmals zum Streit der Apostel zurück. Wo in der Geschichte der jungen Kirche Konflikte und Streit sind, da ist meist auch Wachstum¹³. Vordergründig kann ich die Apostelgeschichte als eine Geschichte der Einmütigkeit lesen. Dahinter stoße ich an entscheidenden Stellen auf eine Geschichte, die von

Streit, Konflikten und Auseinandersetzungen mit der Umwelt geprägt ist. Streiten verbindet. Indem die junge Kirche diese Auseinandersetzung nicht scheut und sich in mühsamen Suchprozessen auf das Eigentliche besinnt, erfährt sie Einmütigkeit als eine Frucht des Geistes. Das kostet Anstrengungen, Mühe und auch die Bereitschaft, sich zu versöhnen. Dann kann Gott handeln und der Glaube wachsen. Haben sie nun gestritten? Eindeutig ja, und sich dabei auf den gemeinsamen Glauben besonnen. Das hat einen neuen Horizont für die noch junge Gemeinde geöffnet.

Anmerkungen:

¹ Whitehead, Evelyn und James: *The Promise of Partnership. A Model for Collaborative Ministry*. San Francisco 1993, 178. Zum Thema siehe auch: Abel, Peter: *Gemeinsam geht's besser. Wege der Zusammenarbeit für die Seelsorge*, 69–92 (zum Überblick und zur Konfliktdiagnose); Glasl, Friedrich: *Konfliktmanagement. Ein Handbuch zur Diagnose und Behandlung von Konflikten für Organisationen und ihre Berater*. Bern/Stuttgart, ⁴1994 (zur Grundlegung); Schwarz, Gerhard: *Konfliktmanagement. Konflikte erkennen, analysieren, lösen*. Wiesbaden ⁴1999, 13–32 (ebenfalls grundlegend); Berkel, Karl: *Konflikttraining: Konflikte verstehen und bewältigen*. Heidelberg ²1990 (mit praktischen Anregungen).

² Pesch, Rudolf: *Die Apostelgeschichte*. 2. Teilband. Apg 13–28, Zürich/Neukirchen-Vluyn 1986, 83.

³ Venetz, Hermann-Josef / Bieberstein, Sabine: *Im Bannkreis des Paulus*. Würzburg 1995, 182.

⁴ Glasl: *Konfliktmanagement*, 291.

⁵ Gerhard Schwarz: *Konfliktmanagement*, unterscheidet Konfliktarten nach persönlichen Konflikten, Paarkonflikten, Dreieckskonflikten, Gruppenkonflikten, Institutions- und Systemkonflikten. Mit Schwarz, a. a. O. 13, bin ich der Überzeugung, dass es wenig sinnvoll ist, ein Kategoriensystem von Konfliktursachen aufzustellen. Kategorisierungen können Verständnishaften bilden, doch erst zu klären, wozu ein Konflikt dient, bewirkt Veränderung und macht nachvollziehbar, warum sich Konflikte verfestigen. Der *Sinn* eines Konfliktes kann eben auch Machterhalt, Geltungsbedürfnis oder Bedrohung sein.

⁶ Argyris, Chris: *Wissen in Aktion. Eine Fallstudie zur lernenden Organisation*. Stuttgart 1997, v. a. 24–57.

⁷ Schwarz: *Konfliktmanagement*, 13–32.

⁸ Ich beziehe mich auf Forschungen zur Konflikteskalation in christlichen Gemeinden, wie sie vom Alban-Institute/Washington durchgeführt wurden. Siehe Leas, Speed: *Moving Your Church Through Conflict*. Washington 1988; ein differenziertes Modell bietet auch Glasl: *Konfliktmanagement*, 215–286.

⁹ Natürlich werden viele Konflikte nicht nur in der hier propagierten konstruktiven Annahme gelöst, sondern auch durch Flucht, Situationskontrolle, Vernichtung, Unterwerfung, Delegation, Kompromisse oder Aushalten.

¹⁰ Berkel: *Konflikttraining*, 51–79.

¹¹ Ebd. 57.

¹² Sofield, Loughlan / Juliano, Carroll: *Collaborative Ministry. Skills and Guidelines*. Notre Dame ⁵1995, 115.

¹³ So in der Apostelgeschichte im Disput unter Christen, der zu weitreichenden Beschlüssen führt (Apg 15), im Zerwürfnis zwischen Paulus und seinen Mitarbeitern, das eine weiterführende Missionsarbeit nach sich zieht (Apg 15,39), in konflikthaften Auseinandersetzungen in der Missionsarbeit, die die Klarheit des Glaubenszeugnisses schärfen (Apg 18,15; 19,40; 23,29 u. a.), in der Anklage der Rädelsführerschaft und Unruhestiftung, die Paulus als Missionar in die Zentrale römischer Herrschaft führt (Apg 23, 7.10; 24,5).

Welche Zukunft wollen wir?

Ökumenische Konsultation zur sozialen und wirtschaftlichen Zukunft der Schweiz

Nach dem Konsultationsprozess der evangelischen und katholischen Kirche zur wirtschaftlichen und sozialen Lage in Deutschland mit dem abschließenden Wort „Für eine Zukunft in Solidarität und Gerechtigkeit“ vom 22. Februar 1997 hat nun auch der Schweizerische Evangelische Kirchenbund und die Schweizer Bischofskonferenz vom 18. Januar 1998 bis zum 30. Juni 1999 die Bewohnerinnen und Bewohner der Schweiz zur sozialen und wirtschaftlichen Zukunft ihres Landes konsultiert: „Da die Zukunft alle betrifft, sollen auch alle daran teilnehmen können, unbesehen ihrer Staatsangehörigkeit, Religion, ihres Alters oder der sozialen Schicht, der sie angehören“. Eine Empfehlung der 2. Europäischen Ökumenischen Versammlung in Graz 1997: „Wir empfehlen den Kirchen, Prozesse der Konsultation zu wirtschaftlichen und sozialen Fragen zu initiieren. Sie sollen dazu beitragen, das Menschenrecht auf Teilhabe am ökonomischen Leben zur Geltung zu bringen“. Damit begann der Dialog zwischen Kirchen und Gesellschaft. An Hand von Bausteinen, einer lockeren Materialsammlung, legten die Kirchen Elemente für eine Analyse der Gesellschaft vor:

1. Hauptteil: Bausteine mit Informationen zur Ökumenischen Konsultation
 - Die Ökumenische Konsultation - wie ist es dazu gekommen?
 - Eine Stellungnahme aus der Sicht der Wirtschaft

- Was ist ein Gesellschaftsvertrag? Materialien zu einem zentralen Begriff der Ökumenischen Konsultation
- Wie finde ich Experten und Expertinnen vor Ort?
- 2. Hauptteil: Bausteine zur praktischen Umsetzung der Ökumenischen Konsultation
 - Nachdenken - Umdenken - Neudenken. Drei Arena-Abende zu unserer sozialen und wirtschaftlichen Zukunft
 - Kammergespräche
 - Geschlechtervertrag
 - Ruhe schafft Arbeit: Das Sabbatgebot und die Arbeitsverteilung
 - Elemente für einen Gottesdienst zur Ökumenischen Konsultation
 - Labyrinth der Erwerbslosigkeit. Baustein für die Jugendarbeit
 - Kleine Solidaritäten - Auf der Suche nach Alternativen im Kleinen

Ergänzend zur Gliederung auch Anregungen für Gespräche in den Kirchengebäuden, christlichen Gruppierungen, Hilfswerken und kirchlichen Organisationen. Parteien, Gewerkschaften und wirtschaftliche Dachorganisationen sind eingeladen, mit den Kirchen zusammen ihre Vorstellungen über die soziale und wirtschaftliche Zukunft auszutauschen. Die Auseinandersetzung mit dem Dokument hat eine Fülle von zum Teil sehr heftigen positiven und negativen Reaktionen ausgelöst. Vorschläge, Notizen, Stellungnahmen, Ideen, Filme, Bilder und Visionen zu den in der Schrift aufgeworfenen Fragen werden gesammelt und Ende 1999, Anfang 2000 öffentlich als Schlussdokument zugänglich gemacht.

Gerechtigkeit für alle

Vor allem wollen die Leitungsgremien der Kirchen die Beiträge in ihren Schlussfolgerungen berücksichtigen, die sie „als Wegweiser in die Zukunft“ veröffentlichen möchten. Der vorliegende Diskussionsentwurf atmet diesen Geist noch nicht aus. Er strotzt vor moralischer Anmaßung und zeichnet z.B.

ein Bild der Marktwirtschaft und ihrer Vertreter, wie man es sonst nur in Karikaturen findet. In der Konsultation ist viel von Gerechtigkeit die Rede, ohne dass dieser wichtige, aber missbrauchanfällige Begriff irgendwo definiert wäre. Dabei geht unter, dass es unterschiedliche Begriffe von Gerechtigkeit gibt. Die Anhänger der verschiedenen Konzepte sind nicht entweder gerecht oder nicht gerecht, sie haben nur unterschiedliche Vorstellungen von Gerechtigkeit. Die „Konsultation“ aber lässt nur einen Begriff zu. Gerechtigkeit verlange, dass es allen gut gehe, und zuerst, dass es den Benachteiligten besser gehe, Gerechtigkeit sei immer an Gleichheit orientiert, und sie verpflichte zu einem Ausgleich der großen Einkommens- und Reichtumsunterschiede. Hier bestehe Handlungsbedarf. Woher die Autoren diese Überzeugungen nehmen, ist nicht zu erkennen, es sei denn, sie würden offen sagen, dass es ihnen um eine Angleichung der Einkommen und der Vermögen geht – ohne den moralischen Deckmantel der Gerechtigkeit. Spielregeln, die für alle gleich sind, können sehr wohl zu Gewinnern und Verlierern führen, weil sich nicht alle gleich anstrengen, weil nicht alle gleich geschickt sind und weil das Glück ein unberechenbarer Mitspieler ist. Der weitgehende oder völlige Ausgleich dieses Faktors „Glück“ hat wenig mit Gerechtigkeit zu tun. Es ist denn auch bezeichnend, dass das Gleichnis von der Arbeitern im Weinberg für die Gleichheitskonzeption erhalten muss. Man hätte in der Bibel auch andere Textstellen finden können, etwa jene von den Talenten. Allerdings hätte man dann mehr vom Leistungsprinzip und weniger von der Umverteilung schreiben müssen. Erinnerung sei hier auch daran, dass der Ausgleich der Ergebnisse dann einen Verstoß gegen die Leistungsgerechtigkeit darstellt, wenn die unterschiedlichen Ergebnisse auf unterschiedlichem Einsatz basieren. Erst recht gibt es Probleme, wenn die Umverteilung den Gesamtwohlstand reduziert, wenn also zwar alle ein gleich großes Stück vom Kuchen erhalten, aber dadurch der Kuchen insgesamt kleiner wird. Vor diesem Hintergrund

steckt in der Forderung nach Gleichheit etwas viel Gesinnungs- und nicht genügend Verantwortungsethik. Das Konzept der Subsidiarität kann als wichtiger Beitrag der christlichen Soziallehre zu liberalen Gesellschaftsvorstellungen angesehen werden. Es besagt, dass die größere Gemeinschaft nur das tun soll, was die kleinere nicht leisten kann. Die Beispiele reichen von der Erziehung bis zur Sozialpolitik, von der Kulturförderung bis zum Staatsaufbau. Dort heißt es weiter, die kleine Solidarität in der Nachbarschaft und in den sozialen Netzen ergänze die große, durch den Staat garantierte Solidarität, zu der alle gleichen Zugang hätten. Die „kleine Solidarität“, die Nächstenliebe, wäre somit nicht mehr Ausgangspunkt und Basis der unabdingbaren Hilfe für die Schwachen, sondern nur eine Ergänzung. Hier kommt ein grenzenloses Vertrauen in den Staat zum Ausdruck.

Ausblick

Ausdrücke des Dankes, der Begeisterung und der Verärgerung begleiten nun die Organisatoren und Verantwortlichen während der Auswertung der Einsendungen. Das Zweite Vatikanum hat betont, es gebe stets einen Bereich von Gegenständen, über die Christen legitimerweise verschiedener Meinung sein könnten. Die behandelten Themen gehören in diesen Bereich, in dem es eine große Bandbreite wirtschafts- und sozialpolitischer Positionen gibt. Zu diesen Sachverhalten sollten sich Kirchen daher, wie ein kritischer Beobachter betont, nur äußern, wenn sie etwas spezifisch christliches beizutragen haben. Jede Einmischung „vom Evangelium her“ will angesichts des Interessen- und Meinungspluralismus innerhalb der Kirchen wohlüberlegt sein. Wie heißt es doch dagegen im „Wort der Kirchen zur wirtschaftlichen und sozialen Lage in Deutschland“: „Die Kirchen sollen Politik möglichst machen“. Ein wahrer Satz.

Volker Weyres

Eine Herberge bei Gott

Chancen eines Exerzitienhauses

Am 20. April 1997 hat das Edith-Stein-Haus in Siegburg seine Tore für Einzelne und Gruppen geöffnet. Der Name des Hauses hat inzwischen zu einer herzlichen Gebetsverbundenheit zwischen dem Kölner Karmel und Siegburg geführt. Die Schwestern in Köln schließen die Exerzitienkurse und damit die Menschen, die hier im Exerzitienhaus beherbergt werden, in ihr Gebet ein. Diese gegenseitige Unterstützung begann schon bei der Eröffnung am 20. April 1997, als Sr. Margareta mit ihren 87 Jahren in Siegburg teilnehmen konnte. Sie ist 1933 mit Edith Stein zusammen in das damalige Noviziat im Kölner Karmel eingetreten.

Lässt sich denn zusammenfassen, was heute Exerzitien sind? Wozu ein Exerzitienhaus?

Zum Glück gibt es für die Idee der Exerzitien Ignatius von Loyola mit seinen Schriften und der lebendigen Tradition der Exerzitienarbeit in der Hand der Jesuiten bis auf den heutigen Tag. Sie bieten auch im *Institut für Missionarische Seelsorge* (IMS) eine mehrjährige Ausbildung zu dieser Begleitung von Menschen an.

Auf seinem Weg der Bekehrung hat Ignatius den Wegcharakter des Glaubens entdeckt. Es gibt fundamentale Wegabschnitte auf dem Weg, im Glauben erwachsen, entschieden, reif zu werden. Hier liegt bis heute für die Exerzitienarbeit eine wichtige Perspektive.

Für Ignatius beginnt alles Glauben damit, hellstichtig zu werden für das zuvorkommende Wirken Gottes in meinem konkreten Leben. Exerzitien wollen zuerst einmal hellstichtig machen für die Zeichen, in denen das begleitende, umfassende Wirken Gottes aufleuchtet. Für mich erscheint dieses Wirken Gottes vor allem in jedem Menschen, in seinem Gewissen, in seinen tiefen Intuitionen, in den Signalen des Organismus, die zu einem verantwortlichen Leben inspirieren wollen und die wachrütteln, wo jemand sich und andere gefährdet. Zugleich umgibt und ermutigt uns Gott durch Menschen im Gespräch, Gebet, in Begleitung in den vielen Formen, die heute entstanden sind.

Es kommt darauf an, diese Zeichen wahrzunehmen, in den Gott mein Leben unterfängt, trägt, stützt und zu sich hinzieht. Dieses wache Wahrnehmen nährt den Glauben, vertieft das Vertrauen zu Gott, führt vom Denken zu herzlichem Danken. Gerade in unserer Zeit der Verunsicherung, in der viele den Eindruck haben, nicht mehr im Glauben fest zu stehen, hat die Fundamentphase eine große Aktualität.

II. Die Umkehrphase

So im Vertrauen zu Gott gestärkt, ist es leichter möglich, hellstichtig dafür zu werden, wo ich mich und andere gefährde, wo ich in Abhängigkeiten verstrickt bin, die mich aus dem Glauben herausziehen. Insbesondere geht es darum, heute die Einflussphäre des Bösen zu erkennen und sich vor ihr mit Gottes Hilfe zu schützen. Das Kennzeichen unserer Zeit ist, dass diese Kräfte des Bösen wie in einer Nebellandschaft wirken. Dadurch ist ihr Einfluss so groß. Im Dritten Reich war dieser verheerende Einfluss des Bösen für wache Christen auf der Hand liegend. Heute bedarf es einer Hellsichtigkeit im Glauben, um überhaupt die Gefährdung des eigenen Glaubenslebens zu sehen. Hier haben die Exerzitien eine fundamentale Bedeutung. Durch die Bibeltex-te und durch

die Gespräche mit dem Begleiter stellt sich der Empfänger der Exerzitien dem Licht, das von Gott her uns erleuchtet und helllichtig für das Böse machen will. Und es wachsen Kräfte, sich von ungeordneten Bindungen zu lösen.

Dieser Prozess, sein Leben zu ordnen, braucht oft weit mehr Zeit als einige Exerzientage. Aber es ist schon viel, eine klare Sicht der Gefährdung und der Befreiung des eigenen Lebens zu finden. Mancher hat ja am eigenen Leib erfahren, wie schwer es ist, sich in der Tiefe der Existenz als Erwachsener noch zu ändern. Ich erlebe, wie es mit Gottes Hilfe möglich ist, dass jemandem Kräfte zuwachsen, sein Leben zu ordnen, die er sich selbst nie zugetraut hätte.

III. Die eigene Sendung wahrnehmen

Das ist eine der großen Entdeckungen des Ignatius: Jeder hat seine ureigene Sendung, die ein ganz konkretes Antlitz haben darf. Exerzitien wollen dazu helfen, die konkrete Gestalt der eigenen Sendung zu finden und durch eine Entscheidung anzunehmen. Aufgrund seines eigenen Lebensweges steht für Ignatius am Anfang der Wahrnehmung der eigenen Sendung das Achten auf die eigenen Intuitionen, auf die Sprache des Herzens, auf die wiederkehrenden Impulse aus den Tiefenschichten, auf Träume und auf das Kriterium von Trost, innerem Frieden, ganzheitlicher Erfüllung. Diese Sprache des Herzens lässt Ignatius durch Bibeltexte reinigen, vertiefen, durchseelen. So wird der Empfänger der Exerzitien davor bewahrt, seinen „Vogel“ für den Hl. Geist zu halten.

Bei grundlegenden Entscheidungen, etwa vor der Priesterweihe, sind die Anweisungen des Ignatius zur Entscheidung im Angesicht Gottes sehr hilfreich. Darüber hinaus aber sieht Ignatius vor, das ganze Leben je neu im Licht des Hl. Geistes zu sehen, um die Auslastungen der eigenen Sendung zu entdecken und beherzt zu verwirklichen. In dieser Perspektive liegt in der Umbruchphase der Kirche eine große Hoffnung. Wenn ich

ernsthaft versuche, vor einer Initiative im Licht Gottes herauszufinden, ob es seinem Willen entspricht, dann erhalte ich einen längeren Atem, stehe ich bei Widerstand stabiler, und werde eher mit Gegenwind und Enttäuschung fertig.

IV. Mit Christus durch das Leiden und die Hingabe zur Auferstehung gelangen

Dieser Wegabschnitt gilt nicht nur für Martyrium, und äußere Kreuznachfolge. Vor der tödlichen Bedrohung gibt es viele Situationen, in denen Leiden, Kraft zur Hingabe, Einsatz der äußeren Kräfte abverlangt wird. Auch hier hat Ignatius weitsichtige Hinweise im Exerzitienbuch niedergelegt. Nicht jedes Leiden, nicht jede Bedrückung ist schon Gottes Wille. Vor der Annahme des Leidens steht die Glaubenserkenntnis, ob das Kreuz wirklich von Gott mir zugemutet wird. In der Unterscheidung der Geister kann mir auch aufgehen, dass Widerstand, Kampf mit versöhntem Herzen, Solidarität mit den Leidenden notwendig ist. Für den, der im Hl. Geist etwas als sein Kreuz erkennt, wollen die Exerzitien die Glaubensentschiedenheit fördern, Christus treu zu sein, das eigene Leiden in einer tiefen Lebensgemeinschaft mit Christus zu tragen, ja das Kreuz für das Kommen des Reiches Gottes auf sich zu nehmen. Wir können nur ahnen, dass P. Delp und viele andere durch die empfangenen Exerzitien in die Glaubenshaltung hineinwachsen, Einzelhaft, Verhör und die Hinrichtung mit Christus zusammen durchzustehen. Für Ignatius führt diese Lebensgemeinschaft mit dem leidenden Herrn zur Auferstehung. Heute wollen die Exerzitien die Präsenz des auferstandenen Herrn im eigenen Leben erlebbar machen. So schließt das Exerzitienbuch mit einer Übung, das permanente Wirken Gottes in meinem alltäglichen Leben wahrzunehmen, um so von Gott im Glauben ernährt, gestärkt und lebendig gehalten zu werden.

Für diesen Reifungsweg des Glaubens hat Ignatius 30 Tage vorgesehen. Seine ersten

Gefährten hat er durch diese Begleitung geformt, ehe er selbst die Priesterweihe empfangen hatte. So ist die Begleitung nicht an das Priestersein gebunden. In Exerzitien, die nur einige Tage umfassen, lassen sich natürlich nur die Fundamentphase, die Umkehrphase und vielleicht ein Teil der Sendung erschließen.

Diese tiefen Einsichten des Ignatius, die im Exerzitienbuch niedergelegt sind und die durch die Exerzitienarbeit in der Hand der Jesuiten bis heute überliefert sind, bilden den Rahmen für alle Initiativen im Edith-Stein-Exerzitienhaus in Siegburg. Es haben sich drei Formen der Exerzitien in den vergangenen Jahren als hilfreich erwiesen:

1. Die ignatianischen Einzelexerzitien

Eng an das Exerzitienbuch angelegt, werden sie hier in Siegburg angeboten. Im vollen Schweigen geht der Einzelne diesen Weg der Bekehrung. Täglich findet das Gespräch zwischen dem Exerzitienleiter und dem Empfänger statt. In diesem Gespräch kann der Empfänger der Exerzitien seine Erfahrungen mitteilen. Es werden die Schrifttexte für den kommenden Tag festgelegt. Es gibt keine Vorträge. Viermal am Tag schenkt der Einzelne je eine Stunde Gott im Gebet. Texte aus der Bibel sind die Nahrung für das Gebet. Das ganze Jahr über besteht im Exerzitienhaus die Möglichkeit, diesen Glaubensweg zu gehen: Fünf Tage oder auch mehr. Hin und wieder werden diese ignatianischen Einzelexerzitien auch in der Gruppe angeboten. Die gemeinsame Eucharistiefeier und vielleicht Anleitungen zum Meditieren sind dann gemeinsam. Diese ignatianischen Einzelexerzitien sind mehr und mehr gefragt und stellen einen wichtigen Faktor im Edith-Stein-Haus dar.

2. Vortragsexerzitien

Viele kennen diese Form von der Zeit der Priesterausbildung oder aus der Zeit des akademischen Studiums. Ein Referent gibt Zeugnis von Bereichen des Glaubens. Die

geistliche Ausstrahlungskraft des Exerzitienmeisters hat hier eine große Bedeutung. Meine Aufgabe als Leiter des Exerzitienhauses liegt darin, solche „Zauberer“ des Wortes zu finden. Auch für diese Kurse ist das Schweigen eine wichtige Dimension. Die Feier der Eucharistie, eucharistische Anbetung und der Empfang des Bußsakramentes führen in die Tiefe des Glaubensweges.

Nach zweieinhalb Jahren machen wir die Erfahrung, dass diese Kurse leider noch wenig angenommen worden sind. Ich werde mich bemühen, nach Referenten Ausschau zu halten, die eine Ausstrahlungskraft haben. Viele, die ich um Mitarbeit bitte, stöhnen nur auf und fragen mich, woher sie die Zeit zur Vorbereitung nehmen sollen. Für Anregungen zu Referenten bin ich sehr dankbar.

3. Tage der Besinnung

Eine dritte Gruppe von Exerzitien hat sich entwickelt, die eher hinführenden Charakter hat. Manche dieser Angebote möchten helfen, zur Ruhe zu kommen, aufzuatmen, nach der erdrückenden Anspannung des Alltags zuerst einmal wieder zu sich selbst zu kommen. Oft werden der Atem, die leibliche Dimension, Bewegung und Gelöstheit angesprochen. Auf vielen Wegen wird der Schritt vom Verstand zum Herzen, vom Denken zur Mitte des Lebens gesucht. Gerade suchende Christen sprechen auf diese Kurse an. Ich bin erstaunt, was manche an Zeit und Geld investieren, um ihr Leben tiefer zu gestalten.

Da ich als Leiter des Hauses für die Erstellung des Programmes, für die Betreuung der Gäste und die Leitungsaufgaben allein dastehe, habe ich eine Gruppe von Referenten und Referentinnen um mich gesammelt, die das Haus mittragen. Es zeigt sich, dass gerade die vielen Begabungen und Talente von Männern und Frauen das Leben im Haus zu einem blühenden Garten entwickelt haben. Immer wieder überrascht mich das ungefragte Echo der Gäste: „Hier komme ich zur Ruhe...“

Zum einen liegt das an der sehr gelungenen architektonischen Gestaltung des Edith-Stein-Exerzitienhauses. Der Architekt Johannes Schaller hat wohl eine gute Hand gehabt, vor allem mit dem Holz der Eiche und dem Basaltstein der Eifel das Haus auszustatten. Wie ein „cantus firmus“ zieht sich der warme Ton des Holzes und die bodenständige Kraft des Basaltes durch alle Zimmer und Räume.

Dazu kommt die leise Gestaltung der Kapelle, die nur einige Akzente hat: auf dem Tabernakel das Gebrochene-Brot-Symbol, ein Kreuz, das an Auschwitz erinnert, und ein dreiflammiger Kerzenleuchter. Alles Material ist Eisen, das nur etwas bearbeitet ist. Egbert Verbeek hat mit dieser Ausgestaltung seine Begabung erwiesen. Ergänzt wird dieser Kapellenschmuck durch ein Bild „Verkündigung“, das gerade dem, der mit der Bibel vor Gott betet, hilfreich sein kann.

Ergänzend zu den eigenen Angeboten wird das Haus von Gruppen aufgesucht, die für einen Tag, für ein Wochenende oder länger die Chancen einer Herberge bei Gott nutzen. Von vielen höre ich, wie sehr sie die Atmosphäre der Stille und der Sammlung schätzen. Gerade in den Abendstunden und am Morgen breitet sich eine tiefe Ruhe im Haus aus, die vielleicht vom Charakter des Benediktinerklosters mitgetragen wird.

Leserbrief

Zu Hermann-Josef Lauter OFM: Hans Küng's „Credo“ und der Glaube der Kirche (Heft 1/00, S. 21-22):

Sehr geehrter, lieber P. Lauter, der Bericht Ihres Gesprächs mit meinem Freund Hans Küng, den Sie mir freundlicherweise zugesandt haben, hat mich sehr interessiert. Lassen Sie mich einige Bemerkungen dazu machen. Ich glaube, man sollte unterscheiden zwischen einem interreligiösen Dialog und dem „Projekt Weltethos“. Der eine ist ein *direkter Dialog* zwischen Religionsgemeinschaften, der andere ein *indirekter Dialog* der Religionsgemeinschaften über gemeinsam wahrgenommene Weltgefahren. Im direkten interreligiösen Dialog geht es um die Wahrheit. Um *dialogfähig* zu werden, muss man ein echtes Interesse an der anderen Religion und eine Offenheit für das fremde Leben der anderen Religionsgemeinschaft mitbringen. Ein solches Interesse macht aber auch verletzbar und veränderlich in den eigenen Anschauungen. Zur Dialogfähigkeit gehört auch die *Dialogwürdigkeit*. Nur wer fest in der eigenen Religion verwurzelt ist, ist zur Begegnung mit einer anderen befähigt. Mein Freund Prof. Theo Sundermeier ging vor einigen Jahren mit evangelischen Theologiestudenten zur neuen Moschee nach Mannheim. Nachdem der Mullah ihnen in Grundzügen den Islam erklärt hatte, fragte er die christlichen Theologiestudenten nach der Gottessohnschaft Jesu und der Trinitätslehre. Als sie darauf nichts Überzeugendes zu antworten wussten, wandte er sich ab. Sie waren zwar dialogwillig, aber nicht dialogwürdig. Wer den anderen das christliche Geheimnis – Christologie und Trinitätslehre – schuldig bleibt, gewinnt nicht ihre Sympathie, sondern verliert ihr Interesse.

Rupert Berger: Neues Pastoralliturgisches Handlexikon. Herder-Verlag, Freiburg-Basel-Wien 1999, 570 S.; 68,- DM.

Zu den bedeutendsten Früchten der durch die Konzilsväter des II. Vatikanums gewollten Erneuerung der Liturgie gehört das heute selbstverständliche Engagement vieler Gemeindemitglieder für die Vorbereitung, Gestaltung und Feier des Gottesdienstes. Nicht nur in den vielen liturgischen Diensten sind Kinder, Jugendliche und Erwachsene in besonderer Weise am Gottesdienst beteiligt. Auch die verschiedenen Liturgiekreise und die Sachausschüsse „Liturgie“ der Pfarrgemeinderäte tragen mit viel Eifer und Zeitaufwand zu einer lebendigen Liturgiefeier in den Gemeinden bei. Ohne dieses vielfältige Engagement wäre heute das gottesdienstliche Leben in den Pfarreien kaum mehr denkbar. So erfreulich diese Entwicklung ist, so deutlich wird auch der Anspruch, der mit der tätigen Teilnahme an der Liturgie verknüpft ist. Ohne eine angemessene Ausbildung und Zurüstung, ohne begleitende und fortführende liturgische Bildung muss die Bereitschaft zum Mitun und der tatkräftige Einsatz für die Liturgie auf Dauer versanden. Wer heute haupt- oder ehrenamtlich dem Gemeindegottesdienst dienen will, braucht eine entsprechende Kompetenz und Sicherheit.

Darum hatte Rupert Berger schon 1969 ein in der „Herder-Bücherei“ erschienenenes „Kleines Liturgisches Lexikon“ herausgegeben. Mitten in der „liturgischen Umbruchzeit“ nach dem Konzil musste darin vieles noch unvollständig und auf dem damaligen, schnell sich wandelnden Informationsstand bleiben. Vor zwanzig Jahren, als die nachkonziliare Reformarbeit in ihren Grundzügen sichtbar war, verfasste er zusammen mit dem emeritierten Mainzer Liturgiker Adolf Adam das weithin bekannte Pastoralliturgische Handlexikon. Damit lag ein hilfreiches Nachschlagewerk vor, das über viele Auflagen hinweg sowohl für Studierende wie für haupt- und ehrenamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter eine solide Informationsquelle zu allen Fragen des Gottesdienstes war.

Seitdem aber hat es im Bereich der Liturgie weitere Änderungen gegeben. Neue liturgische Bücher sind entstanden bzw. überarbeitet worden, römische Dokumente und Erlasse wirkten sich auf die Gestalt des Gottesdienstes aus und die liturgiewissenschaftliche Forschung hat zwischenzeitlich zu erweiterten Kenntnissen geführt. Eine Neuauflage des Standardwerks konnte all das nicht ignorieren. Um der Entwicklung gerecht zu werden, hat Rupert Berger viele Artikel ergänzt und

Für die Begründung eines *universalen „Weltethos“*, um den heute drohenden sozialen und ökologischen Weltgefahren gemeinsam zu begegnen, reicht die allgemeine Gottesfrage der „natürlichen Theologie“ nach Vaticanum I, wie schon im Mittelalter das universale Naturrecht mit natürlicher Theologie begründet wurde. Wir brauchen heute eine allgemeine, natürliche Theologie als Aufgabe der spezifischen christlichen Theologie, um mit allen Menschen guten Willens zusammenzuarbeiten und die Menschenrechte sowie die Rechte der Erde zu achten. Das „Projekt Weltethos“ ist ein wichtiger Schritt auf diesem Weg. Es steht zwar noch in der Nähe des interreligiösen Dialogs, muss aber, um wirklich universal zu wirken, auch in der säkularen Welt stehen und die Anerkennung von Atheisten finden können. Darum muss man dieses Ergebnis des indirekten interreligiösen Dialogs klar von den Zielen des direkten interreligiösen Dialogs unterscheiden.

Für weitere Ausführungen verweise ich auf mein Buch *„Erfahrungen theologischen Denkens. Wege und Formen christlicher Theologie“*, Gütersloh 1999.

Prof. Dr. Jürgen Moltmann

neue Literaturhinweise aufgenommen. Im Artikel „Frauen im Gottesdienst“ beispielsweise finden Leserinnen und Leser nun, im Gegensatz zum „alten“ Adam Berger, auch Hinweise zu frauen-gemäßen Formen der Liturgie, zur „inklusive“ Sprache, zur Frauengestalten präsentierenden Perikopenordnung (148–150). Einige Stichworte wie z. B. „Leitung von Gottesdiensten“, die die „neue“ Entwicklung berücksichtigen, dass auch Laien Gottesdienste leiten (299 f) oder „Lima-Liturgie“, die ökumenische Konvergenzen signalisieren (308 f), sind neu hinzugekommen und dokumentieren die lebendige Fortschreibung der liturgischen Erneuerung.

Die Grundkonzeption des langbewährten Lexikons hat Berger beibehalten. Die über 700 Artikel verlangen kein zeitraubendes Studium, sie sind auch für Nicht-Theologen leicht verständlich. Von „Abend“ bis „Zwischengesänge“ umfassen sie alle wichtigen Bereiche der Liturgie und bieten neben grundlegenden Informationen zur Geschichte des Gottesdienstes eine sichere Orientierung über die gegenwärtige liturgische Ordnung und ihre Praxis. Damit verbunden sind immer wieder kurze ökumenische Ausblicke auf die Feier des Gottesdienstes in den östlichen und reformatorischen Riten.

Als weniger praktisch, wohl dem Zwang zur Straffung zum Opfer gefallen, erweist sich das Fehlen von reinen Verweistichworten im Lexikonteil. Der Artikel „Fastenzeit“, im Vorgänger noch im alphabetischen Verlauf auf S. 141 mit Verweis auf Quadragesima verzeichnet, fehlt sowohl im Lexikonteil als auch im Zusatzregister, mit den Begriffen, die unter anderen Stichworten mitbehandelt werden (565–570). Man muss schon im Verzeichnis der Artikel (XIII–XXI) nachschauen, um hier auf den liturgiewissenschaftlich exakten Begriff „Quadragesima“ weiterverwiesen zu werden.

Die den Artikeln beigefügten Literaturangaben beziehen sich zum einen auf Standardwerke und dienen damit denen, die mehr wissen möchten. Zum anderen hat der Vf. mit dem Blick auf die Zielgruppe des Bandes vor allem auch Hinweise auf Artikel und Beiträge aufgenommen, die speziell für die Liturgiepastoral hilfreich sind. Gelegentlich hätte man sich für beide Fälle weitere Ergänzungen gewünscht (um nur einige Beispiele zu nennen: „Jugendgottesdienst“: Themenheft „Jugend und Liturgie“: HID 49 (1995/1); „Liturgiefähigkeit“: Heute Gott feiern, hg. v. B. Kranemann u. a., Freiburg u. a. 1999; „Mittelalter“: A. Angenendt: Geschichte der Religiosität im Mittelalter, Darmstadt 1997; „Rituale“: Bibliographie der katholischen Ritualendrucke des deutschen Sprachbereichs, hg. v. M. Probst, Münster 1993).

Diese marginalen Anmerkungen wollen aber den Wert des vorliegenden Buches keineswegs schmälern. Wer sich für den Gottesdienst der Kirche interessiert und wer das liturgische Leben tiefer verstehen will, findet hier eine kompetente und

zuverlässige Hilfe. Darüber hinaus sollte das Neue Pastoralliturgische Handlexikon in Sakristei, Pfarrheim oder Pfarrbücherei all denen zur Verfügung stehen, die sich in den vielfältigen Diensten und Aufgaben, in Vorbereitungsreisen oder im Sachausschuss „Liturgie“ des Pfarrgemeinderates für den Gottesdienst der Gemeinde engagieren und an einer lebendigen Feier der Liturgie interessiert sind.

Jürgen Bärsch

Karl Rahner / Herbert Vorgrimler: Kleines Konzilskompendium - CD-ROM-Edition. 1998; 98,- DM (für Studierende DM 49,-).

Im August 1966 erschien die erste Auflage der Taschenbuchausgabe des „Kleinen Konzilskompendiums“ von Rahner und Vorgrimler mit dem Ziel, die Texte des Vaticanum II leicht zugänglich zu machen und weit zu verbreiten. Das Buch ist ohne Zweifel zu einem der wenigen „alterungsbeständigen“ Klassiker unter den theologischen Handbüchern geworden. Es ist ebenso unentbehrlich wie die Hl. Schrift, der Denzinger-Hünemann, der Codex des kanonischen Rechtes und die Texte zur Katholischen Soziallehre.

Mehr als drei Jahrzehnte nach der ersten Ausgabe liegt nun das unentbehrliche Arbeitsinstrument als CD-Rom Edition, also in einem aktuellen Medium vor. Die CD-ROM „Kleines Konzilskompendium“ erleichtert die Arbeit mit den Konzilstexten durch Funktionen wie Volltextsuche und die Möglichkeit der Übernahme von Textauszügen in das eigenen Textverarbeitungsprogramm. Praktische Werkzeuge unterstützen die gezielte Arbeit mit dem Text: z. B. ein verknüpftes Inhaltsverzeichnis, das ständig angezeigt werden kann und ein Springen zwischen den Dokumenten ermöglicht; ferner das verknüpfte Stichwortverzeichnis für ein stichwortbezogenes Lesen. Die neue Edition stimmt in den Seitenzahlen mit der Taschenbuchausgabe überein. Hervorzuheben ist noch die einfache Installation.

Systemvoraussetzungen:

- Windows 3.1x / Windows 95 / Windows NT 3.51 oder neuer; PC mit 486- oder Pentium Prozessor; mind. 8 MB Arbeitsspeicher; CD-ROM Laufwerk
- Macintosh 68020–68040; Apple System-Software 7.0 oder neuer; CD-ROM Laufwerk
- Power Macintosh, mind. 5 MB freier Arbeitsspeicher; Apple System-Software 7.0 oder neuer; CD-ROM-Laufwerk.

Bezug: über den Buchhandel oder bei Medien-Vertrieb Paul Gießen, Am Frohnacker 21, D-76829 Landau-Mörzheim, Fax 06341-31906.

Es bleibt zu wünschen, dass auch diese hilfreiche Neuedition dazu beiträgt, den Geist des Konzils zu bewahren.

Georg Steins

Andreas Frick: Der dreieine Gott und das Handeln in der Welt. Christlicher Glaube und ethische Öffentlichkeit im Denken Klaus Hemmerles. Echter Verlag, Würzburg 1998 (= Studien zur systematischen und spirituellen Theologie; Bd. 24), 483 S.; 58,- DM.

Warum erscheint eine sozialetische Studie in einer Buchreihe, die sich vornehmlich Themen der Dogmatik bzw. Fundamentaltheologie und der Spiritualität annimmt? Eine Notlösung? Nein. Eine Verlegenheitslösung? Vielleicht.

Eine Notlösung ist es nicht. Denn der Gegenstand der Arbeit ist ein Denken, bei dem die Kennzeichnung als „systematische und spirituelle“ Theologie nahe liegt: die Theologie Klaus Hemmerles (1929–1994).

Schüler Bernhard Weltes (15–33), promoviert und habilitiert aufgrund von Arbeiten über Franz von Baader und den späten Schelling (34–55), vertrat Hemmerle zunächst von 1970 an in Bochum das Fach Fundamentaltheologie, bevor er 1973 in der Nachfolge seines Lehrers Welte den Lehrstuhl für Christliche Religionsphilosophie in Freiburg übernahm. Doch bereits zwei Jahre später, 1975, wurde er Bischof von Aachen.

Die wenigen Jahre von 1970 bis 1975 waren eine Zeit intensiver Auseinandersetzung, vor allem mit der Strukturontologie Heinrich Rombachs (81–86) und mit dem Franziskaner-Theologen Bonaventura (87–91). In diesen Jahren fand Hemmerle zu seinem eigenen Ansatz, dessen zwei Mittelpunkte das Phänomen des Spiels und das Hyper-Phänomen des Sich-Gebens sind - ausformuliert in seiner theologischen Propädeutik „Vorspiel zur Theologie“ und in seiner Programmschrift „Thesen zu einer trinitarischen Ontologie“ (92–110).

Nach 1975 trat die fundamentaltheologische bzw. religionsphilosophische Auseinandersetzung in den Hintergrund und machte Themen Platz, die von den Aufgaben und Kontexten des Bischofsamtes bestimmt waren: der *Mensch* in seiner Suche nach Identität und Gemeinschaft (117–139) und die *Kirche* in ihrem Ringen ebenso um eine communiale Gestalt wie um die Solidarität mit allen Menschen (154–171).

So kann man sich heute allerdings schwer des Eindrucks erwehren, Hemmerles Werk fiele in zwei Teile auseinander: *auf der einen Seite* ein Fragment gebliebenes Oeuvre, das der Frage nach einer nicht nur erneuten, sondern auch erneuerten Synthese von Theologie und Philosophie verpflichtet ist (110–115), und *auf der anderen Seite* eine Fülle von eher pastoralen Impulsen, in die zwar auch seine grundsätzlichen Reflexionen eingegangen sind (184–187), in denen aber nicht weniger Hemmerles spirituelle Herkunft (56–76) wie die pastoralen Herausforderungen (178–183) mitgesprochen haben.

Der Verfasser geht freilich davon aus, dass diese beiden Seiten der Theologie Hemmerles sich gegenseitig befruchtet haben und eine Einheit bilden, die in der Auseinandersetzung mit dem Gedanken Hemmerles zu beachten ist. Auch insofern hat diese Studie in einer Schriftenreihe zur systematischen und spirituellen Theologie ihren angemessenen Ort.

Trotzdem erhebt sich die Frage, ob der Publikationsort der Arbeit nicht auch Ausdruck einer ganz bestimmten Verlegenheit ist. Die Studie geht der *möglichen sozialetischen Relevanz* des Denkens Hemmerles nach. Ob es eine solche aber gibt, das steht vorderhand in Frage, und der Verfasser geht deshalb auch ebenso umsichtig wie kritisch vor:

Die ersten beiden Teile, „Skizzen zu einer intellektuellen Biographie Klaus Hemmerles“ (13–115) und „Mensch und Kirche als Bild Gottes“ (116–187), haben einerseits den Charakter einer Einführung in die Denkgestalt Hemmerles und andererseits die Funktion, Grundelemente eines quasi *impliziten* sozialetischen Ansatzes Hemmerles zu erheben. Denn eine explizite sozialetische Reflexion findet sich bei ihm nicht. Wohl gibt es auf der anderen Seite einzelne Stellungnahmen zu sozialetischen Fragekomplexen; und diese werden im dritten und vierten Teil, „Unterscheidung des Politischen und die Alternativen aus dem Evangelium“ (190–263) bzw. „Unterscheidung des Ökonomischen und die Alternativen aus dem Evangelium“ (264–321) im einzelnen referiert und erörtert. Dabei zieht der Verfasser eine Fülle von Texten und Impulsen heran und lässt Hemmerle selbst ausführlich zu Wort kommen. Viele Grundzüge, Topoi und Motive von Hemmerles Denken werden hier versammelt und behutsam systematisiert.

Treten auf diese Weise aber schon Eigenart und Grenze des möglichen sozialetischen Beitrags Hemmerles aufgrund von dessen eigener Perspektive hervor, so werden die Stärken und Schwächen schließlich im fünften Teil, „Sozialetische Auseinandersetzung mit Hemmerles trinitarischem Denken“ (322–424), nochmals erhoben durch die Konfrontation des Gedankens Hemmerles mit der fachwissenschaftlichen sozialetischen Reflexion. Und hier wird jene Verlegenheit, von der oben gesprochen wurde, deutlich.

Es ist eine Verlegenheit, in die Hemmerles Werk selbst versetzt; und sie herausgearbeitet zu haben, ist gerade ein Verdienst dieser ersten einlässlicheren akademischen Auseinandersetzung mit dem Denken Hemmerles.

Das Anliegen der Studie, Hemmerles Phänomenologie des Glaubens und seine trinitarische Deutung von Gott, Welt und Mensch in den interdisziplinären Dialog einzubringen, ergibt sich aus Hemmerles Gedanken selbst (7). Dieser erhebt in der Tat den Anspruch, „sozialetisch“ relevant zu sein (105); und der Verfasser bejaht diesen

Anspruch, wenn er schreibt, in Hemmerles Werk fände sich ein „profilierter[r], nicht nur innertheologisch relevante[r] Beitrag zur öffentlichen Ethik“ (339). Andererseits kommt der Verfasser nicht umhin, die in vieler Hinsicht mangelnde Anschlussfähigkeit der Gedanken Hemmerles an die sozialetische Diskussion herauszustellen (340-355). Sein Fazit lautet: Die Auseinandersetzung mit Hemmerles Beitrag bedarf einer „eigenen Vermittlung“, da dieser „die Grenzen der Sozialethik, so wie sie sich bisher im deutschsprachigen Raum nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil herausgeprägt hat, sprengt.“ (323).

Letzteres zu beurteilen, liegt nicht in der Kompetenz des Rezensenten. Aber zur Frage der Vermittlung sei Folgendes angemerkt: Könnte es nicht sein, dass Hemmerle gar nicht eine im herkömmlichen Sinne sozialphilosophische oder theologisch-anthropologische Grundlegung, die eine konkretisierende Fortschreibung auf einzelne Praxen hin verlangte, leistet? Könnte es nicht sein, dass sich Hemmerles Gedanke erst dann als ein möglicher Beitrag, nicht zuletzt auch im interdisziplinären Dialog zu erkennen gibt, wenn sein *phänomenologischer* Charakter noch eingehender bedacht wird?

Ein Phänomenologe ist nämlich nach Bernhard Waldenfels ein „Störenfried“ in den Wissenschaften; und dergestalt ist er „kein Kritiker, der die Spielregeln verbessert, sondern einer, der quer ins Regelwerk eingreift“ (B. Waldenfels, Grenzen der Normalisierung. Frankfurt a. M. 1998, 45). – Trefender aber könnten Hemmerles Impulse zu sozialetischen Fragen kaum charakterisiert werden.

Reinhard Feiter

Albert Biesinger / Gerhard Braun: Gott in Farben sehen. Die symbolische und religiöse Bedeutung der Farben. Kösel Verlag, München 1995, 232 S., 26 Farb- und Schwarzweißbilder; 44,- DM.

Sind Farben eine eigene Art von Verkündigungssprache, die ganzheitlich und ohne rationale Einengung bis in die psychischen Tiefenschichten des Menschen hinein von Gott redet? Albert Biesinger, Professor für Religionspädagogik, Kerymatik und christliche Erwachsenenbildung an der Universität Tübingen, und Gerhard Braun, Grafikdesigner und ehemals Professor für visuelle Kommunikation an der Hochschule der Künste in Berlin, sind davon überzeugt. Sie weisen darauf hin, dass z.B. das Bild des Mose vor dem brennenden Dornbusch von Sr. Katharina Kraus, die als Tierärztin bei den Massai tätig ist, mit seinen dramatischen Rottönen den afrikanischen Beobachtern sicher sehr viel Eindrucksvolleres über die Nähe und Größe Gottes vermittelt als es die bloße Wortverkündigung aus Exodus 3 vermocht hätte (80). Auch Emil Noldes Bild aus dem Jahre 1910 „Christus und die Kinder“ macht auf visuellem Weg erfahrbar: „Gott ist leuchtende Beziehungs-

dynamik.“ (127) Oder die Ikone „Die drei Frauen am Grabe“: „Der Bildhintergrund ganz in Gold entrückt das Geschehen in eine Tiefe, welche die Andersartigkeit der damit bezeichneten Wirklichkeit signalisiert... Das unter ‚göttliche Gold‘ durchdringt die Ganzheit der Darstellung. Selbst der schwere Stein, vor das Grab gerollt, hat seine Endgültigkeit in der rot-gelb-goldenen Darstellung verloren.“ (186)

Die im Buch enthaltenen Bildanalysen verstehen sich aber nur als einzelne Beispiele für eine neue Art des Sehens und der Wachheit für Farben, zu der die Autoren ermuntern möchten. Ausgehend vom Regenbogen, der sich so ausdrucksvoll im Bild der „Stuppacher Madonna“ von Matthias Grünewald wiederfindet, gehen sie die ganze Palette der Grundfarben nach ihrem Verständnis durch: schwarz und weiß, rot, blau, gelb, grün, violett, orange, gold und grau. Sie berichten die Bedeutungs- und Verstehensgeschichte der einzelnen Farben, ihre metaphorische Verwendung, ihre Benutzung in literarischen Werken. Sie beschreiben, wie bekannte Maler diese Farben in ihren Werken gezielt eingesetzt haben, welche unterschiedliche Ausdeutungen der Volksmund ihnen gibt. Die Farbenparade ist anregend und interessant; manchmal hat man allerdings den Eindruck, in der Darstellung etwas aphoristisch und zufällig. Goethes Farbenlehre kommt mehrfach zu Wort, die Erkenntnisse heutiger Psychologie werden aber kaum einbezogen, auch wenn das Wort „Symbol“ immer wieder mal auftaucht. Prof. Lüschers Farb-Persönlichkeitstest wird nur am Rande gestreift. Trotzdem wird das Buch Leserinnen und Lesern, die eine Passion für Farben haben, viele Anstöße geben können. Zur Frage, wie man im Bereich der religiösen Erwachsenenbildung Menschen zu einer größeren Aufmerksamkeit für Farben hinführen kann, hätte ich ausführlichere konkrete Hinweise begrüßt.

Am meisten, scheint mir, kann der oder die Interessierte von konkreten Bilderschließungen lernen, von denen das Buch leider nur wenige enthält. Wünschenswert wäre deshalb ein Werk, das eine gute Zahl von Bildern mit religiöser Thematik aufschlüsselt und Leserinnen und Leser auf diese Weise mit hineinnimmt in ein tieferes Erleben der Farben und ihrer Vitalität. *Robert Kümpel*

Unter uns

Auf ein Wort

„Für den Apostel und ersten Christen ist Kern und Stern des ganzen Christentums nicht die Lehre oder Moral Christi, sondern die Person Christi als Gottmenschen. Christus selbst ist das aus der Verborgenheit Gottes hervortretende und der Welt sich offenbarende Mysterium. In ihn eingegliedert werden, heißt Christ sein.“

Odo Casel OSB

Kuhhandel

Eine Geschichte, welche sich wirklich vor 80 Jahren nahe Michaelsberg bei Bad Münstereifel zugetragen hat:

Eine Frau ist zu Fuß auf dem Weg zum Gericht in Münstereifel. Sie ist in Sorge, ob der Prozess zu Ihren Gunsten ausgeht. Sie kommt an der Antoniuskapelle, im Volksmund „Decke Tönnies“ genannt, vorbei, und bittet den hl. Antonius um Fürsprache für einen guten Ausgang des Gerichtsverfahrens. Als Gegenleistung verspricht sie ihm den Erlös einer Kuh zu spenden, welche sie später verkaufen würde.

Der Prozess geht gut für sie aus.

Sie kommt auf dem Rückweg wieder an der Kapelle vorbei. Irgendwie reut es sie, ein so großes Versprechen gemacht zu haben. Sie geht nicht in die Kapelle, sondern vorbei und sagt nur: „Hl. Antonius, ich denk später dran!“ So geht es bei allen Anlässen, wenn sie an der Kapelle vorbei muss. „Ich hann et mitt vergesse. Ich denk ens dran.“

Eines Tages kommt die Frau mit einer Kuh am Seil, und einem Sack mit einem Hahn darin, an der Kapelle vorbei. Sie ist auf dem Weg zu einem Viehhändler in Münstereifel. Der fragt sie: „Was verlangst Du für die Kuh.“ Die Frau erwidert: „1 Taler“. „Das kann doch nicht wahr sein“, entgegnete der Vieh-

händler. „Die Kuh ist doch mindestens 100 Taler wert“. „Nein, 1 Taler“ sprach die Frau. „Was hast du in dem Sack?“ fragte der Viehhändler. „Diesen Sack musst Du mitkaufen. Er kostet 100 Taler. Zusammen mit der Kuh also 101 Taler. Sonst gebe ich die Kuh nicht her“, sagte die Frau. Der Viehhändler ging auf das Geschäft ein und gab ihr die 101 Taler. Auf dem Rückweg warf die Frau den 1 Taler für die Kuh in den Opferstock beim Hl. Antonius und sprach: „He, jetz häste ding Kooh“.

Pfr. i. R. Hubert Köllen, Frechen

Urbi et orbi

Bei der Proklamation des Kinderprinzen in Kall (in der Eifel) wurde eine segensreiche Verheißung bekannt gemacht: Der Abt (richtig: Superior) von Kloster Steinfeld wird Kardinal und erteilt am Ostersonntag im Kaller Industriegebiet auf dem Dach des Möbelhauses Brucker den Segen „Aldi et Obi“.

(Quelle: Schleidener Wochenspiegel vom 26. 1. 2000)

Pfr. i. R. Hermann Joseph Koch, Hellenthal

Neues „Personalbistum“?

Unsere Medienstelle im Erzbistum Hamburg erhielt nun schon wiederholt Post von einem Hessischen Verlag unter der Anschrift:

Diözesanmedienstelle Hamb
Ärztbistum Hamburg
Herrengaben 4

Welche Perspektiven eröffnen sich! Der Ärztbischof ein Dr. med. et theol., vielleicht mit einer Privatpraxis in der Danziger Straße oder als Chefarzt im Marienkrankenhaus?

Mmgr. Peter Schmidt-Eppendorf, Hamburg